

# Metallarbeiter-Zeitung

## Wochenblatt des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes

Bezugspreis: Monatlich 1 Mark, Einzelnummer 25 Pfennig  
Bankkonto: Bank der Arbeiter, Angestellten und Beamten, A.-G.,  
Berlin S. 14 - Postfachkonto Stuttgart Nr. 6804

Verantwortlicher Schriftleiter: Fritz Kummer  
Schriftleitung und Verlagsstelle: Stuttgart, Rüststraße 16  
Fernsprecher S.-N. 628 41

Erscheint wöchentlich am Samstag  
Eingetragen in die Reichspostzeitungsverzeichnisse  
Schriftsätze ohne Prelumschlag werden nicht zurückerstattet

### „Man braucht wohl nicht zu zweifeln...“

Wie leicht doch der Mensch zufriedengestellt werden kann... wenn er satt ist! Hat da neulich die Frankfurter Zeitung (am 27. Januar) eine Schilderung von dem grauenhaften Elend der schlesischen Leineweber im Kreise Landeshut veröffentlicht, die uns Gewerkschaftern ja nichts Neues sagt, die aber wohl geeignet ist, den satten Spießbürger aus seiner Ruhe aufzuschreckt. Wird ihm doch wieder einmal zu Gemüte geführt, daß er im Grunde ein hartgepottener Verbrecher ist. Wie soll sich der Mensch beglücklich fühlen, wenn ihm sein Zeitblatt zum Frühstück etwa folgendes aufschlägt:

„Ich war in einer Hütte, die einen einzigen Raum von 1,8 Meter Höhe und 20 Quadratmeter Fläche umschloß. Vor die einzigen Fensterchen waren von außen Doppelfenster geschraubt, um vor der scharfen Kälte des schlesischen Winters zu schützen. Eine Lüftung ist also nicht möglich. In der Hütte wohnen fünf Erwachsene, darunter eine alte kranke Frau, die in dem mit Lumpen ausgestatteten Solagefell, das sich Bett nennt, schon Jahre verbracht hat. Fünf Menschen wohnen in dieser Hütte, fünf Menschen schlafen, kochen, essen, säubern sich, stundenlang in dieser Höhle. Nachts schlafen hier noch zwei Kinder.“

Oder:  
„Die alte Frau lag krank im Bett. Es sei nicht schlimm — und sie trahelte heraus und wehte. Sie wehte an einem großen Stuhl weinen. Wieviel sie dafür bekomme, wenn es fertig sei? Acht Mark. Wie lange sie dazu brauche? Drei Wochen, wenn sie sich dahinterlebe. Von diesen 8 Mark in drei Wochen gibt sie noch für die vierköpfige Familie ihres Sohnes ab, der als Arbeitsloser ausgesteuert ist.“

Oder:  
„Die Stadt Liebau hat 4800 Einwohner, von denen mehr als 2000 Arbeiter sind. 340 von ihnen erhalten Gewerkschaftsunterstützung, 70 hängen von der Krisenfürsorge ab, 120 kriegen Wohlfahrtsunterstützung (gegen 5 bis 6 vor dem Kriege), 100 sind Sozialrentner und 32 Meirrentner. Zu diesen 882 aus öffentlichen Mitteln Unterstützten gehören rund 1200 Kinder. Also kann in Liebau jeder zweite bis dritte Einwohner ohne öffentliche Unterstützung nicht existieren. In den beiden anderen Städten des Kreises, Landeshut und Schönbürg, sieht es genau so aus.“

Wie gesagt, uns Gewerkschaftern erzählt man damit nichts Neues. Aber der satte Spießbürger! Er wird daran erinnert, daß es im Grunde ein Verbrechen ist, sich auszuruhen, zu pflegen, zu genießen, wenn es tausenden seiner „Volksgenossen“ so entsetzlich schlecht geht. Und das ist unbehaglich. Schnell in den Beutel gegriffen, ein paar Mark gespendet — wohlgezahlte 1211,65 Mark hatte die Frankf. Ztg. bis zum 3. Februar für die landeshuter Weber gesammelt — und dann noch eine Verhütungsspielle, damit der Verbanungsstich wieder in Ordnung kommt. Und richtig, am selbigen 3. Februar läßt sich das Blatt von Dr. Alfons Fischer aus Karlsruhe schreiben, wie sehr man überrascht sei, daß es so etwas in Deutschland noch gibt. Man habe geglaubt, in unseren zivilisierten Zeiten sei das längst beseitigt und überwunden. Und dann kommt: „Man braucht wohl nicht daran zu zweifeln, daß jetzt, nachdem diese Mißstände bekannt geworden sind...“

Na, woran braucht man denn nicht zu zweifeln? Daß schleunigst alles in Ordnung gebracht wird? Daß in kürzester Frist jeder deutsche Leineweber satt zu essen und eine gesunde Wohnung haben wird?

Ah nein! Herr Dr. Fischer ist vorsichtig. Er sagt weit weniger. Er sagt nur, man braucht nicht zu zweifeln, „daß das Menschenmögliche“ — als Verhütungsspielle genügt das, und irgend etwas Bestimmtes sagt es nicht. Nur das „Menschenmögliche“ soll getan werden, und alles, was dem Kapital etwa unfaßt auf die Hüternaugen treten könnte, das ist eben heutzutage nicht „menschenmöglich“.

Das ist nämlich die Hauptsache bei der ganzen Geschichte. Als Gerhart Hauptmann vor 40 Jahren sein Weberdrama schrieb, waren die Vorgänge und Zustände, die er schilderte, schon 50 Jahre alt. Was los ist, das weiß „man“ also wirklich schon lange genug. „Man“ will es bloß nicht wissen; „man“ regt sich mal auf, spendet auch mal ein paar Mark und bemüht sich so schnell wie möglich wieder zu veressen. Und daß es diesmal genau ebenso gehen soll, darauf ist der Aufsatz der Frankfurter Ztg. selbst bereits zugeschnitten.

Denn über die Ursachen des grauenhaften Elends verzapft er gleich von vornherein den bekannten verwaschenen Schlein, der jede klare Erkenntnis verhindert. „Die industrielle Krise im landeshuter Bezirk“, liest man da, „ist chronisch“ (das heißt nicht vorübergehend, sondern dauernd, unheilbar). „Die Leineweberindustrie der ganzen Welt krankt an Überproduktion... Die landeshuter Industrie fabriziert hauptsächlich Handtücher und Segeltücher, sie hat durch Wegfall der Heereslieferungen fast ein Drittel des Absatzes eingebüßt.“ (Wo sind wiederum die bösen „Feinde“ daran schuld oder vielleicht gar die Sozialisten, die kein großes Heer haben wollen?) „Der Hauptgrund der Krise ist die Verteuerung des Rohstoffes, des Flachses“, wodurch die Ware verteuert wird, so daß der Verbraucher zu Baumwolle übergeht (versucht nur mal baumwollene Handtücher statt leinener; mit Grauen denken wir noch an die Kriegsware!) oder sparsamer mit der Leinwand umgeht. (Dann ist also die Sparfamkeit ein Lasten und die Weber leiden Not, weil die Verbraucher diesem Lasten frönen?) Die Ausführung ist gesunken, weil man in der Tschechoslowakei jetzt auch Leinen webt — und so geht der Quatsch weiter bis ins Unendliche.

Wohin die eine Stelle wird nicht gerührt, wo die wahre Ursache liegt. Ich will sie kurz andeuten.

### So sparen die Schwerindustriellen

Aus dem Ruhrgebiet wird uns geschrieben:

Der Schiedspruch des Innenministers Severing zwingt die Unternehmer der Nordwestgruppe, die höheren Löhne des Köttenschen Schiedspruchs wenigstens für den Monat Dezember zu zahlen. Das packte den Herren des Ruhrgebiets nicht in den Kram. Um die Gelb- ausgabe wieder weitzumachen, jammern man auf Sparmaßnahmen. Sie wurden auch gefunden. Man vernahm:

Da sind zunächst einmal die Zeitstudien, mittels welchen man listig und tückisch versucht, die Akkordverdienste auf das äußerste Maß zu beschränken. Dann geht man dazu über, Arbeitern, die im Dienste der Schwerindustrie ihre Knochen verschliffen haben, den dünnen Faden ihres Daseins abzuschneiden. Man kann verstehen, wenn bei Konferenzen das Rauchen von Zigarren auf Werkelosten eingestellt wird; man versteht auch, daß die Werkelosten nur noch alle 14 Tage erscheinen sollen, denn diese „Fliegenfängerblätter“ versehen ja doch ihren Zweck; darüber hinaus aber haut man auch die Vergünstigungen ab, die sich die Arbeiter im Laufe der Zeit erworben hatten und die nicht im Tarifvertrag verankert sind.

Bei diesen Willkürmaßnahmen sind die Vereinigten Stahlwerke führend, die nämlich Werke, die nach ihrer letzten Bilanz außer einem Reinerwerb von 58 Millionen noch Abschreibungen von 85 Millionen machen konnten. Die einzelnen Werke dieser Gesellschaft haben den Auftrag bekommen, die oben erwähnte Mehrbelastung durch den Severingschen Schiedspruch durch Abbau aller nicht im Tarif festgelegten Vergünstigungen weitzumachen. Auf der Dortmunder Union, einem Hüttenwerk mit 7000 Arbeitern und 1000 Angestellten, und auf den noch umfangreicheren Dortmunder Gütten Hoefch und Höhnitz war seit Jahren zwischen Gewerkschaft und Verwaltungen vereinbart, daß die Arbeiter jährlich 4 Tonnen Kohlen beanspruchen konnten zu einem Preise, der 20 vH unter Syndikatspreis liegt. Ohne sich um diese Abmachung zu kümmern, geht die Dortmunder Union dazu über, diese prozentuale Vergünstigung abzubauen. Die Stimmung der Belegschaft über diese Willkürmaßnahme braucht wohl nicht beschrieben zu werden. Welche Geschäftsführer die Union da auf Kosten der Arbeiter macht, ergibt eine einfache Rechnung:

Fortan kostet die Tonne Kohlen dem Arbeiter anstatt 21,00 Mark 24,50 Mark. Bei 4 Tonnen im Jahr ergibt das für jeden Arbeiter eine Mehrbelastung von 12 Mark. Diese 12 Mark mal 8000 Beschäftigten ergibt das nette Einkommen von 96 000 Mark. Die Mehrbelastung des Wertes durch den Severingschen Schiedspruch besteht in einer Stundenloohnerhöhung von durchschnittlich 3 vH für den Zeitlohnarbeiter. Das Werk hat etwa 15 vH solcher Zeitlohnarbeiter. Die Lohnerhöhung für diese etwa 1050 Arbeiter verursacht in einem Jahr bei neunstündiger Arbeitszeit insgesamt 85 000 Mark Mehrkosten. Durch diesen niedlichen Schachzug mit dem Kohlenpreis ist also sogar noch ein Profit von 11 000 Mark erzielt.

Rindliche Gemüter könnten glauben, daß sich die Schwerindustriellen mit diesem Geschäftchen begnügen ließen. Weit gefehlt. Der Profithunger dieser Herren ist schwer zu stillen. Genial, wie sie sind, haben sie noch eine andere Gelegenheit zum Sparen entdeckt. Bei den genannten Dortmunder Gütten bestand seit langen Jahren die Einrichtung, daß man den Arbeitern, die 25 Jahre und noch länger ihren Körper zum Nutzen der Unternehmer abgehunden hatten, dann aber aus angeblicher wirtschaftlicher Notlage abgebaut wurden, eine monatliche Vergütung von 30 Mark zahlte. Diesen „Ehren-

gold“ baut der nährige Sparamleitsdiktator der Dortmunder Union nun ebenfalls ab.

Nun steht so mancher noch tüchtige Familienvater, der sich bei dem Abbau der letzten Jahre mit Händen und Füßen gegen die Entlassung sträubte, sich dann aber bei dem Gedanken an die monatliche Rente von 30 Mark schließlich beruhigte, vor dem Nichts. Man bricht alle Versprechungen nach so kurzer Zeit, schneidet diesen alten Leuten die letzte Verbindung mit dem Werke ab, für das sie ein Menschenalter schwer schufteten, und zahlt ihnen nicht einmal mehr die 12 Groschen im Monat, die ihnen die Weiterversicherung in der Werkstrankenkasse ermöglichten. Auf die nackte Hilfe des Wohlfahrtsamtes sind nun die abgebauten Leute angewiesen. Das verstehen sie einfach nicht. Der Betriebsrat soll ihnen nun helfen. Der tut auch, was er kann. Leider stehen ihm keine gesetzlichen Zwangsmittel zur Seite, und gewerkschaftliche — — —? Nun, auf den Hüften im Ruhrgebiet ist man unglücklicherweise noch nicht so weit, daß man auch außertariflich Forderungen mit Erfolg verfechten kann. Diesen abgebauten Arbeitern wird auf ihre alten Tage die Wahrheit eingehämmert, die eine große Zahl von ihnen ein langes Leben nicht wahrhaben wollte, nämlich, daß der Unternehmer auf jede sittliche Pflicht pfeift, wenn es um seinen Profit geht, und daß er verbrauchte Menschen fortwirft wie verbrauchtes Eisen, wenn er daran von der Gewerkschaft nicht gehindert werden kann.

Diese Maßnahmen auf Kosten der Arbeiter werden mit dem Spargen zum Sparen zu rechtfertigen versucht. Selbstsam, daß man mit dem Sparen immer, so auch hier, bei den armen Leuten beginnt und nicht bei den höheren und hohen Angestellten. Bei deren Zahl wie bei deren Entlohnung könnte man viel bescheidener sein, ohne daß sie von den Gütern dieser Erde das geringste entbehren. Es ist ein Unling, Direktoren für Unterbetriebe mit kaum mehr als hundert Mann zu halten und ihnen gar Kraftwagen zur Verfügung zu stellen. Ein Unling ist es auch, wenn Betriebe abgerissen werden müssen, um — alles auf Kosten der „notleidenden“ Wirtschaft! — für die wachsenden Autogaranzen der höheren Angestellten Platz zu schaffen.

Man hätte nicht nötig, die allen ausgemergelten Arbeiter um ihre niedrige Rente zu pressen, wenn an den Spitzen der Hüttenindustrie sozial denkende Menschen fänden. Wenn die Schwerindustriellen, anstatt an der Kehle über die Erhaltung des Wirtschaftsfriedens und das gemeinschaftliche Tragen der Lasten zu halten oder laute Löhne der Schiffsalgemeinschaft zwischen Kapital und Arbeit zu geben, sich wirklich einmal zu einer entsprechenden Tat aufraffen wollten. Aber bis heute ist es im Ruhrgebiet noch nicht dagewesen, daß einer der Direktoren der Schwerindustrie der Öffentlichkeit kund und zu wissen getan hat, daß er nicht mehr auf 500 000 oder 600 000 Mark im Jahre besteht, sondern daß er sich, sagen wir, mit dem vierten Teil der Summe begnügt, obwohl er mit diesen „geringen“ Einnahmen jährlich auch noch ganz gut leben und sogar noch etwas für die vielgepriesene Kapitalneubildung tun könnte. Wenn verglichen die großen Wirtschaftsführer täten, welche herben Streich könnten sie den vermaledeiten Gewerkschaften versetzen! Demen wäre doch damit eine scharfe agitatorische Waffe genommen. Vielleicht tut es einmal einer von den schwerindustriellen Patrioten. Bis dahin aber, so müssen die Kumpels an der Ruhr befürchten, wird noch viel Wasser fließen und noch viel mehr Sparmaßnahmen an den Arbeitern betribt werden. Wogegen die Kumpels nichts einsetzen können, als eine gute Gewerkschaft. Wägen sie das alle beherzigen. W. W.

Die Hälfte der deutschen Aktiengesellschaften — mit rund 11 000 Millionen Mark Aktienkapital — macht ihren Abschluß zwischen dem 1. Oktober und 31. Dezember jedes Jahres. 1928 betrug ihre durchschnittliche Dividende 6,2 vH, 1927 aber 7,5 vH. (Neuere Zahlen sind für die Gesamtheit noch nicht da.)

Lösen wir die Textilindustrie aus diesem Gesamtdurchschnitt heraus, so hatte sie 1926 nur 6 vH Dividende (etwas weniger als den Durchschnitt), 1927 dagegen 9,1 vH (bedeutend mehr als den Durchschnitt). In der Textilindustrie ist die Dividende in dem einen Jahr um die Hälfte größer geworden.

Gehen wir einen Schritt weiter. Die Spinnereien und Webereien — um die handelt sich in Landeshut — hatten 1926 6,3 vH Dividende, 1927 9,4 vH. Sie warfen also für das Kapital noch mehr ab als die übrige Textilindustrie.

Endlich die Verarbeitung von Flach und Hanf, für sich allein genommen. Hier folge ich, da die amtlichen Zahlen so weit nicht gehen, einer Aufstellung des Unternehmerblattes „Konfektionär“, deshalb gelten die Angaben nicht genau für dieselben Zeiten. Eine Liste von 508 großen deutschen Textilgesellschaften mit insgesamt 872 Millionen Mark Aktienkapital ergibt, daß die Branche Flach und Hanf von 1927 auf 1928 ihren Reingewinn weit mehr als verdoppelt hat, nämlich von knapp 1,4 auf 3,06 Millionen Mark, wobei aber außerdem auch noch die Abschreibungen von 3,4 auf 5,9 Millionen Mark vermehrt worden sind.

Ah ja, es ist wirklich nicht so schwer, den wahren Grund zu finden, wenn man nur finden will. Zum mindesten müßte der Frankf. Ztg. auffallen, daß es bei grauenhaftem Elend der Arbeiter dem Kapital der Leineweberindustrie ganz gut, sogar immer besser geht. Und von da bis zur vollen Klarheit ist nur noch ein Schritt. Aus den Knochen der Arbeiter ist der Mehrwert geholt; weil die Dividenden steigen, deshalb müssen die Leineweber immerwährend verrecken in Köchern, die der Reiche seinem Hund nicht zumutet. Und nur als Hohn kann man es empfinden, daß die Frankf. Ztg. als Mittel zur Abhilfe die — Rationalisierung empfiehlt, nämlich die Zusammenfassung der Betriebe. Gewiß ein vorzügliches Mittel, den Profit zu steigern, und deshalb wird es auch über kurz oder lang zur Anwendung kommen. Aber die Arbeiter wird es nur noch tiefer ins Elend hinabstoßen.

### Kapitalmangel

Es ist eine alte Geschichte, doch bleibt sie ewig neu. Die Kapitalisten sind ständig bemüht, der Welt und den Arbeitern klarzumachen, daß es ihre harte eiserne Pflicht sei, die „Begehrlichkeit“ und den Verbrauch der Arbeiter niedrig zu halten, nicht etwa aus Eigennutz, nicht etwa um selbst desto mehr zu haben, sondern aus Sorge um das Wohl der Allgemeinheit, um das Wohl des Vaterlandes, nicht zuletzt auch als Sorge um das Wohl der Arbeiter selbst. Das ist der Grundsatz, den sie in unzähligen, immer neuen Melodien vortragen.

Gegentwärtig lautet die Melodie, die sie um diesen Grundtext gewoben haben: Kapitalmangel. In allen möglichen Formen ertönt sie um uns herum, zumal im Zusammenhang mit dem Bericht des Reparationsagenten. Aber auch vorher schon war sie der neueste „Schlager“ im Pantellängerkonzert des deutschen Kapitals. Ich berufe mich auf die folgenden Stellen aus einer Rede, die der millionenreiche Herr Borrig in der Vereinigung der deutschen Unternehmerverbände (Arbeitsberztg. Nr. 52/53) gehalten hat:

Das Schicksal unserer Wirtschaft steht und fällt mit einer baldigen Gesundung des deutschen Kapitalmarktes... Vor wenigen Tagen hat der Reichsfinanzminister unsere gesamte Auslandsschuldung auf 12 bis 13 Milliarden Mark geschätzt. Diese Verschuldung belastet unsere Gesamtwirtschaft, rund gerechnet, mit fast einer Milliarde Mark Zinslast jährlich... Die Wirtschaft eines jeden wachsenden Kulturvolkes bedarf eines ständigen Zustroms neuen Kapitals. Denn eine steigende Bevölkerungszahl und das Streben nach einer höheren Kulturstufe erfordert steigende Versorgungsmöglichkeiten. Die Abnutzung des technischen Apparats erfordert ständige Erneuerung. Die Entwicklung des technischen Fortschritts läßt vorhandene Anlagen veralten und erfordert Kapital zum Aufbau neuer und rentabler Anlagen.

Vor dem Kriege sei der deutsche Kapitalbedarf auf jährlich 12 Milliarden Mark geschätzt worden. Heute sei er, infolge der durch Krieg und Inflation verursachten Verschämmnisse, die nachgeholt werden müssen, noch größer. Die eigene Kapitalbildung sei aber nicht höher als auf 3½ Milliarden jährlich zu veranschlagen; dazu seien in den letzten Jahren je rund 2 Milliarden vom Auslande gekommen; das ergibt einen jährlichen Kapitalzuwachs von nicht mehr als 5½ Milliarden Mark, was noch nicht einmal die Hälfte des notwendigen Kapitalbedarfs erreicht. Die selbstverständliche Folge sei der hohe Zinsfuß. „Wir“

# Krupp baut und klagt

haben einschließlich der Nebenkosten mit 10 vS und mehr zu rechnen, die Industrien des Auslandes, die mit uns im Wettbewerb stehen, brauchen nur 4 bis 5 vS und noch weniger Zinsen zu zahlen. Die hohen Zinsen sind mit schuld daran, daß die deutschen Unternehmungen in Industrie und Landwirtschaft keine genügenden Überschüsse abwerfen, und infolgedessen bekommen sie wieder nicht viel Kapital geborgt. Die Senkung des Zinsfußes durch beschleunigte Kapitalbildung sei mithin die Kernfrage der deutschen Wirtschaft. Wie aber kann die Kapitalbildung beschleunigt werden? Keineswegs hält Herr Vorfig mit seiner Meinung über diesen Punkt hinter dem Berge. Er sagte:

„Ungenügender Ertrag (das heißt Profit), nicht zum wenigsten verursacht durch... Steuer-, Wirtschafts- und sozialpolitische Maßnahmen, führt auf die Dauer zu einem Absterben der einzelnen Industriezweige (weil sie kein Kapital mehr geborgt kriegen). Die Folge ist nicht nur der Verlust der angelegten Kapitalien, nicht nur der Verlust an Volkvermögen, sondern — das möchte ich besonders betonen — Verlust der Arbeitskräfte von Tausenden, vielleicht von Millionen von Deutschen.“

Wie will man die „eigene Kapitalbildung“ anders beschleunigen als mit den von Herrn Vorfig vorgeschlagenen Mitteln: Erlass von Steuern für die Unternehmer, womöglich hohe Zölle, um den ausländischen Wettbewerb abzumehren (das ist es, was Herr Vorfig verschämt „wirtschaftspolitische“ Maßnahmen nennt), und namentlich Verminderung des Anteils der Arbeiter durch Ermäßigung der Sozialbeiträge und der Löhne? Auf nichts anderes als dies läuft das Programm des Herrn v. Vorfig hinaus.

Nur im Vorbeigehen sei erwähnt, daß auch Herr v. Vorfig es nicht verschmäht, von der „Belastung unserer Gesamtwirtschaft“ durch die Verzinsung der Auslandsschuld mit einer Milliarde Mark zu reden. Wie eindrucksvoll das klingt! Und doch ist es nicht mehr als ein schäbiger demagogischer Kniff. Geht die „eigene“ Kapitalbildung wäre groß genug, so daß „wir“ es nicht nötig hätten, im Auslande zu pumpen. Dann würden „wir“ (das heißt die deutschen Kapitalisten) es wahrscheinlich doch tun, weil nämlich die Auslandsanleihen meist billiger verzinst werden als die inländischen. Und wenn „wir“ es nicht täten, sondern uns darauf verließen, nur inländisches Geld zu nehmen, dann wären eben die Zinsen und folglich die Gesamtbelastung unserer Wirtschaft noch größer als jetzt. Und wenn die deutschen Kapitalisten überhaupt nicht pumpen, sondern das nötige Geld zur Betriebserweiterung u. v. gleich aus den eigenen Überschüssen nähmen (was sie tatsächlich schon jetzt in stets wachsendem Maße tun), dann wäre es auch noch so. Denn auch für das eigene Geld, das er in sein Unternehmen steckt, berechnet sich der Kapitalist vorweg eben viel Zinsen, wie er für geborgtes Geld zahlen müßte. Die „Gesamtbelastung der Wirtschaft“ wäre also um keinen Deut kleiner.

Aber wie steht es nun mit dem Kapitalmangel und der „eigenen“ Kapitalbildung? Da muß gesagt werden, daß die von Herrn v. Vorfig angegebenen Zahlen nicht viel mehr wert sind, als wenn sie rein aus den Fingern gelogen wären. Man weiß darüber absolut nichts Zuverlässiges. Die Frankfurter Ztg. (die erinnert daran, daß auch sie ständig über das Mißverhältnis zwischen Kapitalbedarf und Kapitalbildung jammert) hat die Frage in dem Sonderheft „Wirtschaftskrisen“ (1928, Heft III, S. 301) näher untersucht und sieht sich genötigt, der Aufsatz mit den Worten zu beginnen:

„Selbst wenn die zur Verfügung stehenden kapitalistischen Hilfsmittel viel vollständiger wären, würde es kaum möglich sein, den Umfang der Eigenkapitalbildung auch nur annähernd ergöt zu erfassen. Man sucht auf ein auch dem gebildeten Auge fast unüberwindliches Dilemma mit unerschöpflichen Verwicklungen und Unklarheiten.“

Wie sollte es auch anders sein! Geschieht doch ein wesentlicher Teil der Kapitalbildung auf dem Wege der „Selbstfinanzierung“, das heißt durch Reicherzeugung der Gewinne. So ist denn der ganze Aufschwung der „Wirtschaftskrisen“ nichts weiter als ein ziemlich willkürliches Herumraten und Herumtappen im Dunkeln. Was soll man dazu sagen, daß er die ganzen Depositionen (Einlagen) bei Aktien- und Privatbanken, bei Girokonten, Staats- und Landesbanken aus der Rechnung fortlassen muß, weil sich nicht ermitteln läßt, wie weit sie die Frucht von Auslandsanleihen oder gar die Frucht von scheinbarer Geschäftsjahreserlösen auftritt, wirklicher Profitübertragung sind!

Man weiß nichts über die tatsächliche Höhe der Kapitalbildung, man sieht sich nur auf Kapitalmangel, weil der Zinsfuß so hoch ist.

Zudem, auch hier entpuppen sich die Dinge bei näherer Betrachtung als nicht ganz so einfach. Gewiß, in Deutschland sind die Zinsen am höchsten. Aber in England und sogar in Amerika sind sie ebenfalls höher als in Frankreich. Zeigt dies, daß in England und Amerika größerer Kapitalmangel und infolgedessen höhere Zinsen herrschen als in Frankreich?

Und weiter. Wie ist der Zinsfuß in Deutschland sehr hoch, aber er ist seit gemittelter Zeit im Sinken begriffen. Der Reichsbankdiskont seit 1924 von 10 vS (im Jahresdurchschnitt auf 9,2 vS, 6,7 vS, 5,8 vS, 7 vS und im Januar 1929 auf 6,1 vS). Der Privatdiskont seit Januar 1925 bis jetzt auf 8,1 vS, auf 5,8 vS. Was der Kapitalkredit des Herrn v. Vorfig und der Frankfurter Ztg. müssen diese Zahlen beweisen, daß die „eigene“ Kapitalbildung in Deutschland seit 5 Jahren stark wächst. Das beweisen sie nun nicht, aber sie zeigen, daß die Höhe des Zinsfußes noch bei mancherlei anderen Umständen abhängig sein muß als vom Kapitalangebot, und daß man aus ihm allein noch keineswegs auf Kapitalmangel schließen darf.

Trotzdem ist allerdings Kapitalmangel vorhanden. Aber in ganz anderem Sinne, und es sind ganz andere Anzeichen, in denen er sich offenbart.

## Die Polizei und das Betriebsrätegesetz

Es ist jetzt schon eine gewisse Zeit, daß in einer Anzahl Betrieben Versuche des Betriebsrätegesetzes bis vor einiger Zeit nur unvollständig durchgeführt war und teilweise eine Betriebsräteverwaltung überhaupt nicht bestand. Dies veranlaßte den Polizeipräsidenten, Generalmajor Högel, die Betriebsräte in den Betrieben einer Gehaltsliste von 500 A anzuheben, die Bestellung eines Wahlvorstandes innerhalb von zwei Wochen vorzunehmen. Die Anweisung des Polizeipräsidenten des Generalmajors Högel war, daß sich jeder Betriebsrat aus einer Reihe von Betriebsräten zusammensetzen muß, die das nötige Deutsche Fachwissen besitzen.

In diesen Tagen konnte man es in Berlin erleben, daß in Betrieben, wo eine Betriebsräteverwaltung besteht, die Polizei in einem Verstoß gegen das Betriebsrätegesetz ergriffen, die Betriebsräte auf eine Betriebsräteverwaltung zusammenzurufen, um alsbald eine Betriebsräteverwaltung zu bilden. Dieser Vorgang, den man nur von der humanitären Seite ansprechen kann, hatte folgendes Ergebnis: Der Polizeipräsident von Berlin hatte an die Betriebsräte, die diese Betriebsräte haben, die Aufforderung geschickt, einen Wahlvorstand zu bestellen und damit eine Gehaltsliste, im Betriebsrätegesetz § 14 Satz 1 bei Unterzeichnung an den Betriebsrat, die nicht einreichen konnten, was der Polizeipräsident mit

Die gute Zeit der Kanonen und Panzerplattenfabrikation ist für Krupp vorüber. 1913/14 betrug der Reingewinn 34 Millionen, 1914/15 86 Millionen Mark in einem Jahr! In den späteren Kriegsjahren unterließ man aus begreiflichen Gründen die Veröffentlichung des Gewinns. Für das Geschäftsjahr 1917/18, bei dessen Abschluß der unglückliche Kriegsausgang bereits bekannt war, wurde schon keine Dividende mehr verteilt. Und seitdem gibt es mit Ausnahme zweier Inflationsjahre keine Dividende mehr bei Krupp. Auch für das am 30. September 1928 abgelaufene Geschäftsjahr 1927/28, für das der Abschluß vorgelegt wird, gibt es wieder keine Dividende. Nun befinden sich sämtliche 160 Millionen Mark Aktien im Familienbesitz derer von Krupp, so daß es an sich gleichgültig ist, ob eine Dividende ausgeschüttet wird oder nicht, weil das doch nur hier, die Gelder von einem Geldschrank in den anderen tun.

Wir haben aber andere Zahlen, an die wir uns halten können, um die wirkliche Lage der Friedrich Krupp AG. zu beurteilen. Da ist zunächst die Belegschaft. In dem Jahre vor dem Kriege waren 79 000 Mann beschäftigt. Diese Zahl stieg während des Krieges auf 153 000 Arbeiter und Angestellte. Am 30. September 1927 betrug die Zahl der Werksangehörigen einschließlich der Tochterunternehmungen 66 327; bei den angeschlossenen Werken und Handelsunternehmungen waren am genannten Tage weitere 19 500 Personen beschäftigt. Mithin war eine Gesamtbelegschaft von 85 827 Köpfen vorhanden. Diese Zahl hat sich in dem jetzt abgelaufenen Geschäftsjahr weiter beträchtlich gehoben. Die Zahl der Werksangehörigen einschließlich der Tochterunternehmungen stieg bis 30. September 1928 auf 69 959. Verhältnismäßig noch stärker vermehrten sich die Beschäftigten bei den angeschlossenen Werken und Handelsunternehmungen, nämlich von 19 500 auf 22 400. Insgesamt war also am Abschlußtage eine Gesamtbelegschaft von 92 359 Köpfen vorhanden. Das bedeutet, daß mit Familienangehörigen mehr als eine Viertelmillion Menschen von den Kruppischen Werken abhängig ist.

Wir können uns nicht dazu verstehen, in das der Familie Krupp von einem Teil der Handelspresse gegebene Lob einzustimmen, weil sie seit Jahren auf eine Dividendenauschüttung verzichtet habe. Dieses Lob klingt gerade so, als ob man in der Villa Hügel nun schon seit Jahren am Hungertuche nage. Nun, wir möchten nicht nachprüfen, welche Entnahmen für private Rechnung in den letzten dividendlosen, schrecklichen Jahren erfolgt sind, die natürlich unter den Handlungskosten enthalten sind.

Das Geschäftsjahr 1925/26 schloß mit einem Verlust von 2,1 Millionen Mark auf dem Papier, der damals die Forderung nach einer Reichshilfe zur Folge hatte, die aber — mit Recht, wie die weitere Entwicklung zeigte — abgelehnt wurde. In dem jetzt abgelaufenen Geschäftsjahr ergibt sich ein Überschuß von 40,2 Millionen Mark gegen 42,75 Millionen im Vorjahre. Es sind aber im letzten Jahre 10,73 Millionen gegen 9,5 Millionen Mark im Vorjahre auf Werksanlagen abgeschrieben worden, so daß die Verringerung des Betriebsüberschusses, von dem übrigens vorher alle Unkosten, Gehälter und Löhne, deren Zahlen nicht angegeben werden, abgesetzt sind, wirklich nicht bedauernd ist. Die Steuern werden mit 14 Millionen gegen 12,3 Millionen im Vorjahre ausgewiesen. Die Ausgaben für Sozialversicherung erforderten 11,3 Millionen gegenüber 9 Millionen Mark im Vorjahre, was nicht ganz durch die Belegschaftsvermehrung erklärt ist. Es wäre richtiger gewesen, die Unkosten wahrheitsgetreu in ihrer Gesamtheit und getrennt nach persönlichen und sachlichen Ausgaben auszuweisen. Weitere Unklarheiten finden sich noch in Menge. So scheinen erhebliche stille Rückstellungen auf dem Konto „Beteiligungen“ geschaffen zu sein. Das Beteiligungskonto erscheint in der Bilanz nur von 40,1 auf 51,4 Millionen Mark, also um 11,3 Millionen Mark erhöht, während bekannt ist, daß Krupp im letzten Jahre von den Vereinigten Stahlwerken 500 Stüge der Gesellschaft Emischer-Lippe erworben hat, wodurch Krupp in den alleinigen Besitz dieser Werke gelangt ist. Für diese 500 Stüge wurden aber allein 30 Millionen Mark bezahlt. Außerdem sind noch andere Neuerwerbungen erfolgt. In dem Beteiligungskonto müssen also ganz erhebliche stille Rückstellungen versteckt sein.

Zum ersten Male wird in dem diesjährigen Bericht die großwirtschaftliche Pachtung in Rußland erwähnt. Die Pachtung, die ein Eckstük von etwa 30 000 Hektar im Dongebiet umfaßt, ist jetzt im Wege einer Verständigung mit der russischen Regierung in eine neugegründete russisch-deutsche Gesellschaft eingebracht worden, so daß, wie es im Jahresbericht heißt, weitere Aufwendungen für diesen Zweck nicht mehr erforderlich

betriebsräteverwaltungen zu tun hat, wandten sich beschwerdeführend an den preussischen Minister für Handel und Gewerbe. Dieser aber erwiderte die Beschwerde als unbegründet zurück. Gemäß Artikel 14 der Reichsverfassung würden die Reichsgesetze durch die Landesbehörden ausgeführt. Das aber sei beim Betriebsrätegesetz nicht der Fall, weshalb der Reichsminister nicht in seinem Zustande berechtigt war. Mit diesem Bescheid gab sich jedoch der preussische Handelsminister nicht zufrieden, sondern wies die Regierungspräsidenten und Oberpräsidenten in Preußen an, dem Beispiel des Berliner Polizeipräsidenten nachzugehen.

Was früher die Polizei gegen die Arbeiterkassen gerichtet, so ist sie heute, namentlich wenn die maßgebenden Stellen von Personen aus der Arbeiterbewegung besetzt sind, ein Organ zum Schutze der Arbeiterrechte. Daß darüber das traditionäre Bürgerturn auf das äußerste empört ist, wird mit in Kauf zu nehmen sein.

## Die Industrie anfangs februar

Auch der Monat Januar hat noch keine Besserung der Wirtschaft gebracht. Die langanhaltende Kälte hat die Tätigkeit der Industrie in einem noch nie gekannten Ausmaß lähmgelegt. Die Arbeitslosenstatistik zeigt, daß die Erwerbslosigkeit der Beschäftigten über das jahresmittlere Maß hinausgeht. Der dadurch hervorgerufene Konsumrückgang wird sich sehr ungünstig auf die Konsumgüterindustrie auswirken. Dennoch darf angenommen werden, daß Anfang Februar der Zustand etwas besser sein dürfte. Leider bewegen sich die Preise noch auf einem hohen Stand, so daß von dieser Seite keine Erleichterung zu erwarten ist.

In den letzten Tagen hat sich die Förderung auf einem ziemlich hohen Stand. Der Inlandsbedarf ist weiter belebt. Die Produktion der Eisen- und Stahlindustrie hat im Dezember noch nicht wieder die vor der Auslieferung erzielte Höhe erreicht. Der März ist nicht befriedigend. Die Beschäftigung der Maschinenindustrie ist sehr unzulänglich, im Durchschnitt aber weiter zurückgegangen. Der Absatz ist weiter nachlassend. Die Metallwarenindustrie ist im allgemeinen unzulänglich beschäftigt. Die Automobilindustrie arbeitet zum Teil eingeschränkt, zum Teil aber befriedigend. Die Elektroindustrie hat einen guten Beschäftigungsgrad und Inlandsbedarf. Der Vorrat ist durch die langanhaltende Frostperiode in der Tätigkeit fast völlig lähmgelegt. Die Maschinenindustrie muß saisonmäßig weiter eingeschränkt arbeiten.

sein werden. Das läßt beinahe darauf schließen, daß bisher nur Geld in dies Unternehmen gesteckt worden ist.

Die umfangreichen Neu- und Erweiterungsbauten werden in der Bilanz mit 199,2 Millionen gegen 174 Millionen, also um rund 25 Millionen Mark höher bewertet als im Vorjahre. Dazu kommen die schon erwähnten 10,7 Millionen Mark Abschreibungen. Wenn man sich jedoch die umfangreiche Aufzählung der Neuanlagen ansieht (auf der Friedrich-Alfred-Hütte wurde allein eine Koksfeuergruppe von 60 Koksöfen völlig erneuert, zwei Hochofen umgebaut, ein mechanisches Gießbett in Betrieb genommen usw.), so scheint doch noch eine wesentlich größere Summe für Bauten aufgewendet zu sein, als aus den genannten Ziffern ersichtlich wird.

Eine Umsatzzahl wird auch in dem diesjährigen Bericht wieder nicht angegeben. Mit Sicherheit ist anzunehmen, daß der Umsatz im letzten Jahre weiter gestiegen ist. Zahlen, an die man sich bei dieser Mutmaßung halten kann, bietet unter anderem der Posten „Luftkondensate“, der von 58 auf 61 Millionen gestiegen ist. Der Auftragsbestand scheint am Schlusse des Berichtsjahres auch höher als im Vorjahre zu sein. Werden doch die Anzahlungen der Kundschaft mit 12 Millionen gegen 8 Millionen Mark im Vorjahre ausgewiesen. Die Summe aller Bilanzposten zeigt in den letzten drei Jahren eine Entwicklung von 344,7 auf 419,2 Millionen und jetzt auf 443 Millionen Mark, worin sich die starke Vergrößerung des Geschäftsumfanges ausdrückt.

Die Kohlenförderung ist von 7,55 auf 7,91 Millionen, die Kokszerzeugung von 2,5 auf 2,6 Millionen Tonnen gestiegen. Beide Zahlen übersteigen die Vorkriegsförderung. Die Eisenerzförderung der Sieger- und Lahngruben stieg von 836 000 auf 856 000 Tonnen und blieb noch um 150 000 Tonnen gegen die Vorkriegsförderung zurück. Die Koksfeinherstellung ist von 1,85 auf 1,36 Millionen Tonnen zurückgegangen, ebenso die Koksfeinzerzeugung von 1,79 auf 1,72 Millionen Tonnen, und schließlich die Walzwerkzerzeugung von 1,27 auf 1,26 Millionen Tonnen. Die dennoch vorhandene Umsatzsteigerung scheint daher in der Hauptsache auf die Abteilungen für Fertigzeugnisse zu kommen.

Infolge der Durchführung des umfangreichen Bauprogramms ist das Bankguthaben von 42,2 auf 12,9 Millionen Mark gesunken. Auf der anderen Seite bestehen sogar diesmal 14 Millionen Mark Bankschulden. Wir haben aber bereits gesehen, daß allein die Übernahme der Emischer-Lippe-Betten 30 Millionen Mark Barzahlung erforderte.

Mit wenigen Worten sei noch auf die Abschlüsse der hauptsächlichsten Tochtergesellschaften, des Krupp-Gruson-Werkes in Magdeburg und der Germania-Werke in Kiel eingegangen. Bei Gruson stieg der Umsatz um nicht weniger als 35 vS; hauptsächlich Zerkleinerungsmaschinen brachten hier die Umsatzsteigerung. Hier wird ein Reingewinn von 631 000 M (803 000 M im Vorjahre) an die Friedrich Krupp AG. abgeführt. Bei der Germania-Werke konnte diesmal ein Gewinn von 89 000 M an Krupp abgeführt werden, während das vorletzte Geschäftsjahr einen Verlust von 161 000 M und das letzte Geschäftsjahr noch einen Verlust von 66 000 M brachte.

Der Hauptbericht nimmt am Schlusse zu dem Schiedsgericht über die Stellung, der eine Wäderung des ersten Schiedspruches bedeute und stabile Löhne und Arbeitsverhältnisse für anderthalb Jahre schaffe. Durch die Auslieferung hätten nicht nur die Werke in Essen und Rheinhausen über einen Monat vollkommen stillgelegen, sondern auch der Absatz der Kohlenzechen und Erzeugnisse wurde ungünstig beeinflusst. Wenn es in dem Bericht ausdrücklich heißt, daß mit der Vollendung des gegenwärtigen Bauprogramms der notwendige Grad der technischen Erneuerung noch nicht erreicht ist und daß „das ständige Anwachsen der Erzeugungskosten durch Belastungen, deren Abwendung nicht in unserer Macht liegt, die Gesellschaft dazu zwingt, den Fortschritten der Technik durch Vornahme weiterer betrieblicher Verbesserungen der Rechnung zu tragen“, so beweist uns dies zweierlei: daß die für die Abfassung solcher Berichte verantwortlichen Personen nicht bedenken, wie sie sie zwingen, die Unternehmer geradezu für Glücksritzer zu halten, die für Dutzende von Millionen Erweiterungsbauten vornehmen und noch neue ankündigen, auf der anderen Seite aber der Öffentlichkeit ständig etwas vorzuzulagen haben. Weiter aber ist für uns dadurch wiederum der Beweis geliefert, daß die Arbeiterkassen auf dem richtigen Wege ist, wenn sie durch Forderung auskömmlicher Löhne die Unternehmer zur höchstmöglichen technischen Vervollkommenheit ihrer Betriebe zwingt.

JULIUS FRIEß

Die Biegeleien sind weitgehend stillgelegt. Die Holzindustrie muß in den Sägewerken zum Teil weiter eingeschränkt arbeiten, bei den Mäbelabriken ist der Beschäftigungsgrad nach saisonmäßiger Belebung neuerdings wieder schlechter. Der Absatz ist rückgängig. In der Papierindustrie ist der Beschäftigungsgrad und Absatz an die Lage in der Holzindustrie in weiter ungünstig geblieben. Nur der Beschäftigungsgrad der Leinenindustrie hat sich etwas gebessert, wenn auch hier noch eingeschränkt gearbeitet wird. Die Konfektion ist im ganzen befriedigend beschäftigt. Der Absatz ist mit Ausnahme der Damenkonfektion befriedigend.

## Verfallmümmung der Arbeitslosigkeit

Das Jahr 1929 begann mit einer erheblichen Arbeitslosenjahre. Auch in der ersten Hälfte des Januar ging die Steigerung der Erwerbslosigkeit fort. Die Zahl der Unterstützten in der Arbeitslosenversicherung betrug am 15. Januar 2 029 000 gegenüber 1 702 000 am Jahresabschluss. Das ist eine Zunahme von 327 000 Personen oder um 19 vS. Bei den Männern ist die Arbeitslosigkeit stärker gewachsen als bei den Frauen. In der Arbeiterunterstützung ist ein Zugang von 11 000 auf rund 133 000 Hauptunterstützungsempfänger zu verzeichnen. Im ganzen waren Mitte Januar 2 167 000 Hauptunterstützungsempfänger vorhanden. Dazu treten die nicht unterstützten Erwerbslosen. Ferner müssen die Kurzarbeiter mit berücksichtigt werden. Der Gesamtstand hat sich bemerkenswert, daß in den Zahlen der Unterstützten die von der Sonderfürsorge bei berufsunfähigen Arbeitslosigkeit erfassten Personen mit einhalten sind. Ende Dezember wurden bei den Arbeitsnachweiser rund 700 000 nicht unterstützte Arbeitslose gezählt. Diese sind aber nicht alle als erwerbslos zu betrachten. Teilweise befinden sich die Vorgesetzten noch in Stellung, haben sich aber bei den Arbeitsnachweiser angemeldet, um eine neue Stellung zu erhalten.

Zusammen ist die hohe Zahl der Arbeitslosen erschreckend. Es mögen an die 3 Millionen deutscher Arbeiter und Angestellten vorhanden sein, die nicht über ein geringes Einkommen verfügen. Das ist die bisher erreichte höchste Zahl nach der Stabilisierung. Vor zwei Jahren war die Zahl der Unterstützungsempfänger um rund 200 000 niedriger. Eine Besserung ist nur zu erhoffen, wenn der Frost nachläßt und die Augenarbeiten wieder aufgenommen werden können. Die massenhafte beschäftigungslosen Arbeiter und Angestellten müssen die erwerbsfähige Sorge der öffentlichen Stellen bilden.

# Technik und Werkstatt

## Das Wunder des elektrischen Schmelzofens

Von Dr. Th. Wolff, Friedebau

(Nachdruck verboten.)

Der elektrische Schmelzofen ist eine Art Zaubergerät für Wissenschaft und Technik unserer Zeit geworden, das die Umwandlung der Stoffe in einem Maße möglich gemacht hat, die früher unerreichbar war. Das geschieht vermöge der gewaltigen Temperaturen, die dieses Zaubergerät zu erzeugen gestattet und die die Leistungsfähigkeit aller anderen technischen Wärme-erzeuger bei weitem übertrifft. Zahllose auf der Wirkung hoher und höchster Temperaturen beruhende Wirkungen können auf diese Weise erreicht und zahllose chemisch-technische Prozesse ausgeführt werden.

Der elektrische Schmelzofen beruht auf der eigentümlichen und wertvollen Eigenschaft des elektrischen Stroms, die Körper, die er durchfließt, sehr stark zu erhitzen und dadurch Temperaturen zu erzeugen, die auf keine andere Weise erreicht werden können. Das geschieht in verhältnismäßig einfacher Weise, für die uns sowohl die elektrische Glühfadenlampe wie auch die Bogenlampe die Vorbilder geliefert haben. In den Glühbirnen wird die hohe Temperatur erzielt, indem der elektrische Strom durch einen sehr dünnen Metallfaden von hohem Widerstand geht, wobei sich der Faden bis zum Glühen erhitzt und so seine Funktion als Lichtspender erfüllen kann. Bei der Bogenlampe hingegen wird durch zwei der Länge nach aneinander erlegte Stäbe aus Hartkohle ein elektrischer Strom geschickt, durch den die Spitzen der Kohlestäbe, wenn sie etwas voneinander entfernt werden, unter Bildung des bekannten Lichtbogens bis zu heißer Weißglut erhitzt werden. Nach diesen beiden Vorbildern der Temperaturerzeugung werden auch die elektrischen Schmelz-öfen gebaut, nämlich Widerstandsöfen und Lichtbogenöfen. In den letzteren werden die höchsten Hitzegrade erreicht, bis zu 5000 Grad, während die Widerstandsöfen zumeist nur Temperaturen bis zu etwa 2500 Grad liefern.

Die wichtigste praktische Anwendung, die wir von dem elektrischen Schmelzofen machen, ist naturgemäß das Schmelzen der Metalle. Die Temperatur, bei der die verschiedenen Metalle schmelzen, der sogenannte Schmelzpunkt, ist sehr verschieden. Es gibt Metalle, deren Schmelzpunkt noch unterhalb der Siedetemperatur des Wassers liegt, die also bereits in flüssigen Zustand übergehen, wenn sie in kochendes Wasser geworfen werden, wie es bei Kalium und Natrium der Fall ist. Bei den übrigen Metallen ist das Schmelzen nicht so einfach. Hier sind Temperaturen von Hunderten von Grad nötig, wie beim Zinn mit 235, dem Blei mit 334, dem Zink mit 420, dem Aluminium mit 700, dem Silber mit 900, dem Gold mit 1035, dem Kupfer mit 1054, dem Nickel mit 1400, dem Gußeisen mit 1100 bis 1200, dem Stahl mit 1400, dem Schmiedeeisen mit 1600 und dem Platin mit 1800 Grad Schmelzpunkt, während die Schmelztemperatur der Metalle Tantal, Osmium und Wolfram, die eben so wie das Platin gegenwärtig in der Elektrotechnik eine hervorragende Rolle spielen, sogar noch über 2000 Grad liegt.

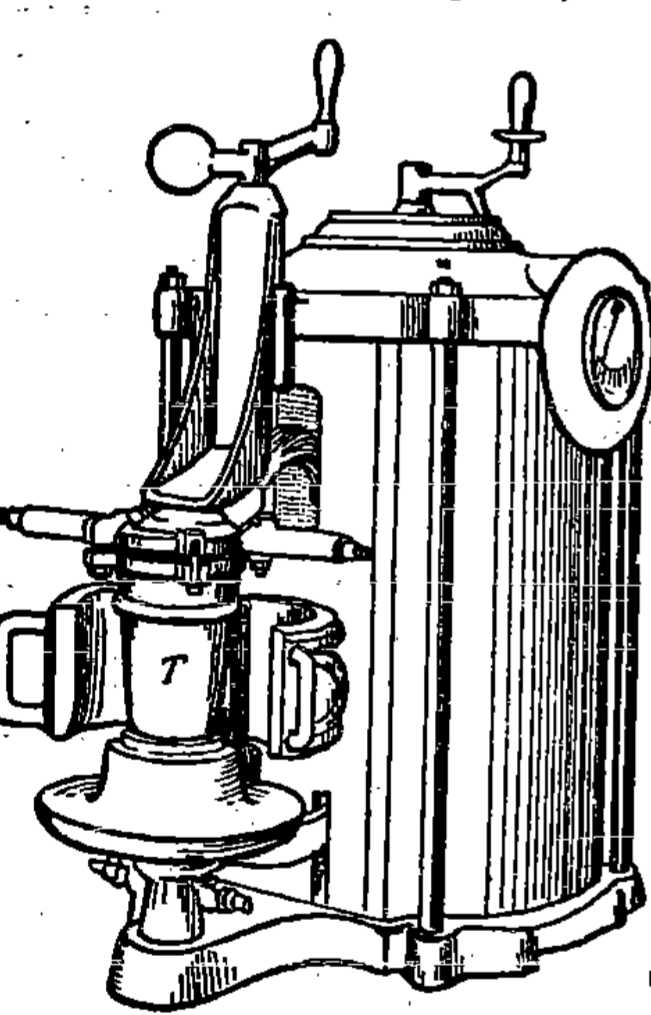


Abb. 1 Elektrischer Widerstandsöfen

Bei Schmelzöfen der alten Art, bei denen also die Hitze durch Verbrennung von Kohle, Koks, Gas, Öl und sonstigen Brennstoffen erreicht wird, konnten Temperaturen bis zu etwa 1700 Grad erzielt werden, die bei Zuhilfenahme eines Sauerstoffgebläses noch bis auf etwa 1900 Grad, also etwas über die Schmelztemperatur des Platins gesteigert werden konnten. Für das Schmelzen der Metalle Osmium, Tantal und Wismut reichen auch die leistungsfähigsten Gebläsofen nicht mehr aus. Hier kann nur noch der elektrische

Schmelzofen helfen, der noch weit höhere Temperaturen zu erreichen gestattet.

Für das Schmelzen von Metallen verwendet man hauptsächlich Widerstandsöfen (Abbildung 1). Wir sehen hier einen Tiegel T aus Kohle oder Graphit, der auf einer Metallplatte steht und mit einem ringsförmigen Metalldeckel bedeckt ist. An Dede und Platte schließen sich die Enden der elektrischen Stromleitung an, so daß nach Einschaltung des Stromes die er durch den Tiegel hindurchgehen muß. Das Material, aus dem der Tiegel besteht, bietet dem elektrischen Strom einen sehr hohen Widerstand und erhitzt sich dadurch schnell auf eine Temperatur, die bis auf ungefähr 2000 Grad gesteigert werden kann und selbst die am schwersten schmelzbaren Metalle binnen kurzem verflüssigt. Die übrigen Einrichtungen, die unsere Abbildung erkennen läßt, dienen dem Ein- und Ausschalten sowie der Regulierung des elektrischen Stromes.

Die Krone der elektrischen Schmelzöfen ist jedoch der Lichtbogenofen, der noch zu weit höheren Temperaturen als der Widerstandsöfen führt und dadurch vor allem zu dem Werkzeug von zauberlicher Kraft geworden ist, mit dem die heutige chemische Wissenschaft selbst die widerstandsfähigsten Stoffe umzuwandeln versteht. Ein Schmelzofen dieser Art ist in unserer Abbildung 2 dargestellt. Er besteht im wesentlichen aus einem klobenförmigen Gehäuse mit Schamotteauskleidung oder einem ähnlichen unerschmelzbaren Material. Der Schamotteblock hat eine Öffnung zur Aufnahme des Tiegels, über dem die beiden Elektroden liegen, die aus kräftigen Hartkohlestäben bestehen. Wird

der Strom eingeschaltet, so entsteht sofort zwischen den Spitzen der Stäbe der Lichtbogen, der eine Temperatur von 3500 bis 4500 Grad enthält und auf die zu schmelzenden Stoffe in dem Tiegel ausstrahlt. Das Licht, das die Elektroden hierbei ausstrahlen, ist ein so ungeheuer großes, daß es mit dem bloßen

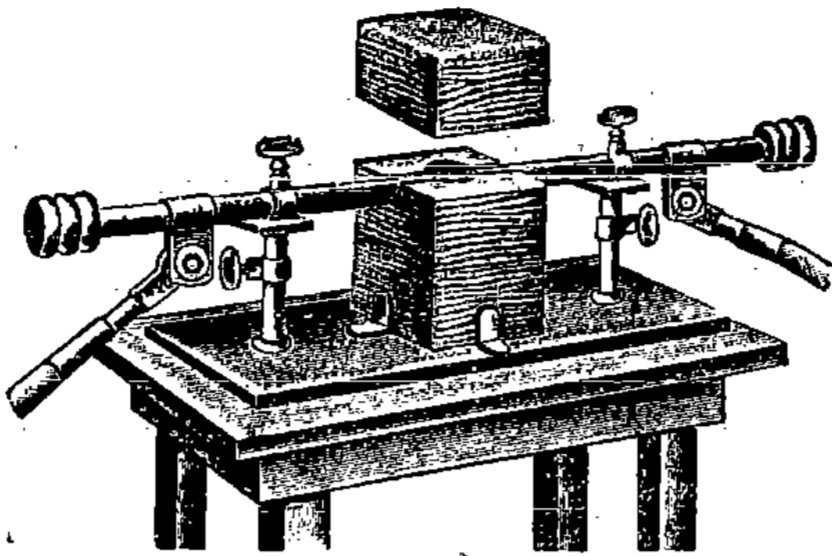


Abb. 2 Lichtbogenofen

Auge überhaupt nicht, sondern nur durch tiefdunkel gefärbtes Glas betrachtet werden kann. Ein solcher Ofen bietet ein eigenartiges Schauspiel. Von den glühenden Kohlestäben ausgehend, schlagen aus dem Ofen selbst bei geschlossenen Zustande halbmeterlange Flammen heraus, die zugleich von Wolken heißen Dampfes umgeben sind, die von der Verstäubung der inneren Ofenwände herrühren. Abbildung 3 läßt das eigenartige Flammenpiel eines solchen Ofens gut erkennen.

Die ungeheure Temperatur, die in den Lichtbogenöfen erzeugt werden kann, hat es möglich gemacht, Schmelzungen auszuführen, die bis dahin auf keine Weise ausgeführt werden konnten. So ist es gelungen, im elektrischen Lichtbogenofen das Quarz, auch Bergkristall genannt, das früher jeder Temperatur widerstand, zu schmelzen und dadurch eine ausgedehnte Verarbeitung und Verwendung dieses wertvollen Stoffes, der genau so durchsichtig ist wie das beste Glas, für zahlreiche wissenschaftliche und technische Zwecke zu erreichen. Das im elektrischen Ofen geschmolzene Quarz wird anstelle des Glases für die Herstellung wissenschaftlicher und technischer Instrumente verwendet, die großer Hitze ausgesetzt werden sollen, für die das gewöhnliche

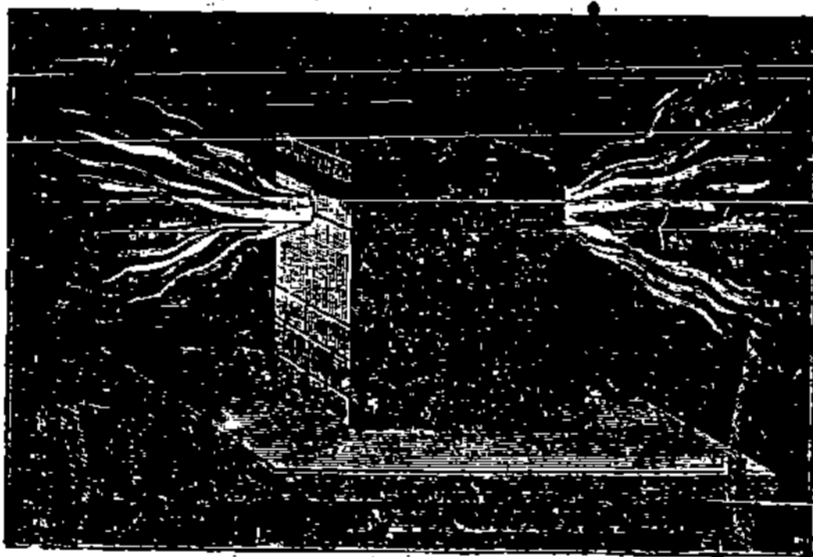


Abb. 3 Lichtbogenofen im Betrieb

Glas deswegen nicht verwendbar ist, weil dieses schon bei einer Temperatur von einigen hundert Grad schmilzt. Von großer Bedeutung ist ferner geworden, daß sich in der gewaltigen Hitze des Lichtbogenofens viele Metalle mit Kohlenstoff chemisch verbinden, wodurch die sogenannten „Karatide“ entstehen, die für Technik und Industrie hochwichtige Stoffe darstellen. So entsteht im Lichtbogen durch Verbindung des Metalls Kalzium mit Kohlenstoff das Kalziumkarbid, ein braunroter kristallinischer Körper, aus welchem durch Übergießen mit Wasser ein Gas von hoher Leuchtkraft, das Acetylen entsteht, mit dem die bekannten Acetylenlampen auf leichte und bequeme Weise gepeist werden. Auf gleiche Weise entsteht durch Verbindung des Siliziums mit Kohlenstoff das Siliziumkarbid, das allgemeiner unter dem Namen Korund bekannt und einer der härtesten Körper ist, die wir überhaupt kennen, noch wesentlich härter als Glas und feinsten Stahl und nur vom Diamanten noch etwas an Härte übertroffen wird. Wegen der wertvollen Eigenschaft ist heute das Karborund eines der geschätztesten und meistverwendeten Schleifstoffe für zahlreiche technische Zwecke geworden.

### Fortschritte der Beleuchtungstechnik

Das kürzlich in Berlin abgehaltene Lichtfest („Berlin im Licht“) zeigte recht eindrucksvoll die gewaltigen Fortschritte der Lichttechnik und insbesondere der Beleuchtungstechnik. Welch eine glänzende Entwicklung von jener ersten 16kerzigen Kohlefaden-Glühlampe mit ihrem hohen Stromverbrauch bis zu den heutigen künstlichen Lichtquellen von unerhörter Lichtstärke (60 000 Kerzen)! Als man auf wissenschaftlichem Wege erlangt hatte, daß die Lichtausstrahlung eines glühenden Körpers sehr rasch mit seiner Temperatur zunimmt, war es um den Kohlenfaden, der jahrhundertlang als unübertrefflich geachtet hatte, geschehen und es zeigte die Suche nach schwererschmelzenden Metallfäden ein.

Im Jahre 1905 erziehen die Tantallampe, die jedoch bald von der Wolframlampe abgelöst wurde, da der Wolframfaden einen noch höheren Schmelzpunkt besitzt und auch mehr sichtbare Strahlen ausstrahlt als das Tantalum. Um den Wirkungsgrad der Wolframlampe zu erhöhen, mußte man die Fadenentemperatur noch weiter steigern und gelangte so zu den Lampen mit Stickstoff-Füllung, die die Verflüchtigung des hochschmelzenden Fadenmetalles verhindert. Die Lampen dieser Art zeigen jetzt den höchsten Wirkungsgrad; sie verbrauchen nur noch 0,6 Watt je Kerze im Gegensatz zu der Kohlefadenlampe mit ihrem Verbrauch von 3,4 Watt. Zahlreiche Versuche und Verbesserungen sind ferner auf dem Gebiet der Elektrolytmineralien gemacht worden. Es gelingt heute, Licht zu erzeugen, indem man elektrischer Erregungen durch verdünnter Gase hindurchgehen läßt. Die Zahl der verwendeten Gase, die die Färbung des

Lichtes bedingen, nimmt immer noch zu, und auch die Verwendungsgebiete dieses Lichtes mehren sich von Tag zu Tag.

Die Verbesserung der Lampen und, damit einhergehend, die Verbilligung des Lichtes, hat zu dem Wunsch nach immer größerer Lichtstärke geführt; es ist dies nicht allein eine Frage der Annehmlichkeit, sondern auch von Bedeutung für die Ausbeute der Arbeit. Versuche zeigten, daß bei einer Steigerung der Aufwendungen für die Beleuchtung um einen Betrag, der nur 5 % der Löhne ausmachte, die Produktion um 35 % zunahm. Festgestellt ist ferner der günstige Einfluß einer Verbesserung der Beleuchtung auf die Verminderung der Unfälle. Die hohe Temperatur (2700 Grad) der Lichtfäden sowie die Lichtstärke haben es mit sich gebracht, daß heute besondere Mittel vorgelesen werden müssen, um das Auge vor Blendung zu schützen. Man erreicht dies durch Anordnung von Opal- und Mattgläsern oder dadurch, daß man die Lichtquelle ganz dem Auge entzieht und reflektierende Flächen benützt. Eine beträchtliche Entwicklung haben auch die Grundzüge für eine zweckdienliche Beleuchtung erfahren. Die Zeiten sind erdglühend vorbei, wo zur Erhellung eines Raums oder eines Schauenspiels einfach in der Mitte eine kräftige Lampe angeordnet wurde. Eine Grundforderung ist heute die Gleichmäßigkeit der Lichtverteilung. Den Bodenbesigern hat offenbar die Bühnenbeleuchtung als Vorbild gebietet und gewissermaßen ist ja auch das Schauenspiel der Bühne des Bodenspiels. Nichts ist es jetzt, jede Lichtquelle im Schauenspiel für den Betrachter unsichtbar zu machen, den Rahmen des Schauenspiels dunkel zu halten und so die Kontrastwirkung zu erhöhen. Immer mehr bringt auch die Erkenntnis durch, daß das Licht eine große wirkende Kraft besitzt. Ein ganz neues Gebiet ist die sogenannte Lichtkammer: in Kistenbuchstaben leuchtet der Name einer Firma within, Hunderttausenden oder Millionen sichtbar. Das bekannteste Beispiel dieser Art ist die Lichtkammer am Eisesturm. Hier strahlt abends der Name einer Automobilfirma mit etwa 30 Meter hohen, übereinander angeordneten Buchstaben weithin über die Stadt. Erwähnt sei schließlich noch das Flußlicht: die Hervorhebung der Fassaden von Gebäulichkeiten und besonders Denkmäler oder Bauten mittels breitschrauber Spiegel, die die Wirkung, die eine solche Flußlichtanlage hervorbringt, ist äußerst reizvoll. Eine architektonisch schöne Fassade, die mitten im Dunkel der Straßenfront aufleuchtet, macht einen ungemein tiefen Eindruck.

### Fließarbeit

(Nachdruck verb.)

Die Fließarbeit ist das Herstellungsverfahren, das den modernen Fabrikbetrieb kennzeichnet. Man möchte sich alle arbeitssparenden Möglichkeiten ausnützen. Alle Maschinen und Einrichtungen des Betriebes arbeiten zwangsläufig zusammen. Samtliche Teilbereichungen sind in einen lückenlosen Herstellungsprozess eingereiht, der vom Rohstoff bis zum fertigen Fabrikat zeitgenau abrollt. Die Fließarbeit ist nur möglich bei unbedingter Gleichmäßigkeit und Ausmaßbarkeit aller hergestellten Teile. So führt die Fließarbeit zwangsläufig zu höchster Präzision. Sie ist daher bereits in viele Zweige des feinmechanischen Apparatebaus eingebunden.

Als Beispiel möge die Elektrizitätszählerfabrik der AEG in Berlin angeführt werden, die größte Fabrik, in der Präzisionsapparate nach dem Fließsystem hergestellt werden. Während im Jahre 1897 in diesem Betriebe nur etwa 1000 Zähler täglich gebaut wurden, ist die Leistungsfähigkeit durch Fließarbeit auf eine Tagesproduktion von über 1000 Zählern gesteigert worden. Die auf dem Fabrikhof ankommenden Teile werden im Erdgeschoss in Streifen geschnitten und zu Grundplatten und Rahmen gepreßt, wobei der Transport von Maschine zu Maschine auf dem laufenden Band erfolgt. Mit elektrischen Schweißmaschinen werden die nun andere kleine Teile angelegt. In Aufzügen gelangen die im Erdgeschoss gefertigten Teile in den vierten Stock. Nach Entfaltung und Entfaltung werden die Grundplatten mit einer Kettenförderung durch ein Tauchbad und anschließend durch den Trocknen geführt. Die Rahmen werden teils von Hand, teils automatisch durch Spritzverfahren in einer selbsttätigen Radierrommel mit Schwärzebad überzogen. Die Zählerwerke werden im Präzisionsgänger hergestellt, wobei die feinen Zähler für die Lagerung der Achsen eingepaßt werden. Maschinen mit 2000 Umdrehungen in der Minute wideln aus einem Draht, der dünner ist als das feinste Garn, Spannungspulsen von mehreren tausend Windungen in wenigen Minuten. Dabei wird jede Lage von der darüberliegenden durch ein eingeleigtes Isolierpapier getrennt. In der sogenannten Wandergalantri werden täglich Tausende von Stahlmagneten verknüpft und verzinkt, indem sie an einer laufenden Rolle durch mehrere Bäder und Bäder hindurchgeführt werden. Im zweiten Stock finden sich alle vorbereiteten Teile zur Hauptmontage zusammen. Dort laufen mehrere getrennte Wanderröhren für Zähler aller Stromarten. Auch an den Endstationen, an denen die fertiggestellten Zähler geprüft werden, ist das Fließsystem durchzuführen. Von dort kommen die Zähler zur Verpackung, die ebenfalls auf Wanderröhren vorgenommen wird. Die Gesamtlänge der aufgestellten Wanderröhre beträgt etwa 1500 Meter.

### Eine neue Hochdrucklokomotive

Seit einigen Jahren sind der Dampflokomotive zwei Mitbewerber entstanden: die elektrische Lokomotive und die Diesellokomotive. Während die erstere bereits in bedeutendem Maße verwendet wird, befindet sich die letztere noch im Versuchsstadium. Sie dürfte jedoch vielleicht einmal sehr ernsthaft in Wettbewerb treten. Braucht man sich zu wundern, wenn die Erbauer der Dampflokomotiven nun sehr starke Anstrengungen machen, verlorenen Boden wiederzugewinnen? Zwei Neuerungen sind in dieser Beziehung erwähnenswert: einmal die Turbolokomotive und dann die Hochdrucklokomotive, in der Dampfdrucke von 60 bis 100 Atmosphären ausgenutzt werden. Was die Turbolokomotive anlangt, so scheint im Augenblick deren Zahl nicht zunehmen, vielmehr beschränkt sich die Aufmerksamkeit derzeit auf die Hochdrucklokomotive, von denen zwei bereits im Betrieb stehen. Eine von der Firma Genval erbaute wird auf der deutschen Reichsbahn, die andere von der Lokomotivfabrik Winterthur erstellte auf den schweizerischen Bundesbahnen gefahren. Die Erfahrungen mit beiden Lokomotiven zeigen, daß ihr Kohlenverbrauch nur etwa die Hälfte ist, verollenen mit dem einer Niederdrucklokomotive gleicher Leistung, das heißt also ziemlich genau so groß wie der einer Turbolokomotive. Wenn sich die Erbauer nun mehr nach der Seite der Hochdrucklokomotive neigen, so liegt dies wohl daran, daß hier kein Kondensator und nicht so viele Hilfsrichtungen notwendig sind, die im Betriebe zu Mühschleichen führen können. Ist einmal der Hochdruck erreicht, so kann der zugeführten Einrichtungen gut durchgelassen, so hat man sich eine einfachere und weniger kostspielige Lösung gefunden, als sie die Turbolokomotive darstellt. Die Versuchsfahrten mit der Hochdrucklokomotive zeigten ferner, daß der Wasserverbrauch mehr als die Hälfte kleiner ist als bei den gewöhnlichen Lokomotiven und daß die Leistung bei hoher Drehzahl unter Dampf zu liegen, nur halb so groß ist wie bei niedriger Drehzahl. Die Füllung und die Reinigung der Hochdrucklokomotive ist leicht und ihre Reparatur genügend einach; es ist daher bei ihrer weiteren Durchbildung zu erwarten, daß die Hochdrucklokomotive nicht früher ausfällt als jene der bisher verwendeten Lokomotiven. In der letzten Zeit wird auch von der Firma Schwaab & Lupp, Berlin, an einer Turbolokomotive gearbeitet, und zwar soll Dampf nach den Patenten von Prof. Bülter von 100 Atmosphären (460 Grad Celsius Temperatur) erzeugt und verwendet werden.



# Familie und Heim



## Das Recht auf Schönheit

War es schon in vergangenen Jahrhunderten so, daß Kunst und Künstler zu dienstbaren Geistern der Fürsten gemacht wurde, so setzte doch Wilhelm der Dritte allem die Krone auf. Für ihn war es nicht auszubedenken, irgend etwas von seinen Vorbahnen unüberändert zu übernehmen. Er mußte unbedingt etwas Neues schaffen. In seinem Größenwahn hielt er sich für allein künftighin, und seinem hochkünstlerischen Geschmack verdankte die Zeit die Entdeckung des „Fugendstils“. Bis zum nächsten Beamten herab bemühte sich alles in ersterbender Ehrfurcht, diesen Stil schon zu finden. Es fiel im lächelnden Behälter nicht weiter auf, daß schönheitsdürftige Menschen unter der Geschmacksbergeltung stöhnten. Allermählich entstanden Denkmäler in diesem sogenannten „Rondellstil“ mit möglichst viel Drum und Dran, je mehr, um so besser. Wir brauchen nur an die Siegesallee zu denken mit ihren aufgetastelten Figuren. Gefällige Bauherren wetteiferten miteinander, die abstoßende Geschmacksauffassung unter die Leute zu bringen. Schmied und Tischler erhielten entsprechend Aufträge und der Stoffkäufer hat wohl nie so viel Arbeit gehabt wie in den 1880er Jahren.

Dieser Geschmack wurde nun auch in die Wohnungen getragen. Die Möbel wurden mit gedrehten Beinen und Säulen versehen. Ohne Muschelhaube kein Bett, kein Schrank, kein Stuhl. Es „mit Umbau“. An der Decke, an den Wänden, über den Türfüllungen schwebten baubüchliche Gestalten aus Stuck, die darunter Wandeluhren mit Kränzen segneten. In den Wohnungen, die noch in der Fassung der 1900er Jahre erhalten sind, ist man seines Lebens nicht sicher; jeden Augenblick kann einem was auf den Kopf kommen. Aus den Nischen der Muschelhaube und aus den Nischen der gedrehten Beine kriecht die eifrigste Hausangestellte den Staub nicht heraus. Diese Geschmacksverpönderung stand bis 1914 unter dem Schutze des „größtmöglichen Friedensstifters“, und war auch nur im geringsten was, etwas dagegen zu sagen, der war zum mindesten verrückt. Die Kunst- und Handwerkschöpfungen fanden auch Eingang in die kleinsten Wohnungen. In verbilligter Aufmachung wurden die Geschmacksgruel auf den Markt gebracht und natürlich auch gekauft. Es war doch eben „Mode“.

Wir können uns, glaube ich, gar nicht mehr vorstellen, zu welcher Kritiklosigkeit wir planmäßig erzogen worden sind. Es galt einfach das als schön, was man „oben“ schon fand. Bilder hatten natürlich auch ihre Mode, und die Zeit der geistigen Freiheit ist noch zu kurz, als daß wir schon ganz frei sein könnten vor dem einmal eingepflanzten „Geschmack“. Hochzeiten bieten auch heute noch gute Gelegenheiten, solche Hausgruel an den Mann und an die Frau zu bringen. Eine gutmeinende Tante glaubt zum Beispiel, über den Betteln müßten eingeräumte Modeschmuckstücke zeigen. Der patriotische Onkel führt dem armen Neffen ein blaues Schloßschloß und wehrt, wenn es nicht geht, über dem Kopf herum. Ein anderer Verwandter schließt sich an einer Schwermütze aus Stroh. Das wiederum wurde ein Triebfederer „Puffschiffchen“ genannt. Die mitführenden Hausbewohner haben zusammengehört zu einem Tafelgast aus phantastisch schillerndem Glas mit geschweiften Rändern — bitte, nicht berühren. Wer die „Künstlergarden“ gekostet hat, weiß man nicht mehr. Es wird jedenfalls alles gut untergebracht werden. Die schadhafte Stellen an den Abendstunden sind mit Aufsichtspostkarten „bedeckt“ — eine Filmbild, die Beyer vom letzten Schützenfest und Lubertow, von der Seite gesehen. Über dem Küchentisch hängt an der Wand schon blau angestrichen auf Leinwand Giesens erste Schweißarbeit mit dem stanzenden Spruch: „Von morgen ab wird geparkt.“ Gleich daneben hängt ein Kalender aus Pappe mit einer glänzenden Schneelandschaft, zugleich Wapen für Buntpapier, das „Sehen“ von Firma Seiwitzgut, erstes Konfektionshaus am Platz.

Geschmack ist kein Vorrecht irgendwelcher Bildungspächter. Es ist ja schließlich nicht alles Gold, was glänzt, und auch nicht alles schön, was teuer ist. Wohlstand ist etwas ganz Persönliches; die wir auch als eine Gegenwartsaufgabe betrachten müssen. Wenn man sich einmal die Mode des Vorurteils von den Augen nimmt und ohne Voreingenommenheit zu sehen sich bemüht, dann wird man denjenigen bestimmt keinen „Bilderrichter“ mehr nennen, der seine Familienbilder lieber in eine Wäsche legt, statt runderum die Mode damit zu bepflanzen oder sie gar in den Spiegelrahmen zu stecken.

Schönheit kann nicht plötzlich aus dem Nichts herbegezombert werden, aber die Greuel kann man doch zunächst erst einmal entfernen. Unsere Wohnung ist der Rahmen, in dem wir uns wohl fühlen müssen. Es ist sehr schön, für einen lebenden Menschen, in seiner unbesonnen, unbedachten, geschmacklosen Wohnung von der Arbeit auszugehen. Es gibt sehr gemütliche und geschmackvolle — „Sag' hüter, liebe Senefleur!“

Es gibt jetzt überall in den Städten Raumnöschelungen, Wohnungsstellungen u. dergl. Das muß man sich einmal ansehen, man kann das ja ganz wunderbar tun. In Kaufen wird natürlich nicht zu denken sein. Das schadet ja auch nichts. Man kann aber höchstens mit dem eigenen Vorhandenen das bessere Verhalten erlernen, geschmackvoller Ausgestaltung des Raumes, auch wenn der Raum nicht so groß ist. Wenn man den Schrank zum Beispiel nicht mehr „über“ stellt, wenn man das Sofa den Wänden entfernt, wenn man das großformatige Landstättchen lieber auf dem Boden verstreut, weil es in seiner Unordnung eher in ein Museum paßt. Dafür kann man ja ein oder zwei Kleider ändern. Es gibt ja schon Bilder und so fort, aber nicht so teuer. Und ein Vorurteil nur nicht ein Bild da anhängen, das gerade ein Vogel in der Hand ist!

Das Auge muß nur geübt werden. Nicht, daß es sich in der Moderne verliert, denn modern und schön sehen sehr oft zusammen. Das moderne ist nicht so sehr ein Gegenstand, sondern eine Haltung. In der letzten Modestellung liegt aber sehr viel geistiger Sinn, und es ist wohl kein Wunder, daß sich noch einmal eine so wichtige Veränderung durchsetzen konnte. Es wird aber immer davon abhängen, das Auge so zu führen, daß es sich nicht von ungeliebten Schmuckstücken

Wir haben andere Sorgen, wir sollen in den kleinen Raum, genannt Wohnung, auf Ordnung und Schönheit und frust was haben. Ja, das ist wohl alles richtig. Wir wollen aber doch nicht

die Augen zumachen vor den Dingen, die im Geistigen verwurzelt sind. Wenn nämlich die Augen *sehen*, werden sie sich auch *sehen*; und das ist ja, was wir brauchen: Sehnen nach dem Besseren. Wohl brauchen wir Brot und Freiheit, aber wir brauchen auch Schönheit, Schönheit in unserer nächsten Nähe. Wir haben ein Recht auf Schönheit.

## Faltnacht

Seht nur, wie die Welt, die graue,  
Heut in bunten Fegen schlummert!  
Alles lacht und tollt und flirrt  
Daß mir's vor den Augen flimmert.

Jeder Mensch wird heut' zum Narren,  
Wird es gern und mit Begabung.  
Denn nach ewiggleichem Alltag,  
Ist die Narrheit eine Labung.

Nur ich alter Schrullenonkel  
Fall' nicht rein auf Täubchens Girren,  
Mach mir nichts aus Händerschlägen,  
Nichts aus dem Konfettenschwirren.

Narren seh' ich alle Tage!  
Manchmal größer — manchmal kleiner...  
Narren, die sich welle dünken.  
Schließlich bin ich selbst so einer?

M. SCHMIDT

## So feiert die „Gesellschaft“ ihre feste

Ober: wie arm wir sind

Nun ist auch der Pressball Berlin wieder vorüber, jenes Fest, das für tausende der sogenannten Gesellschaft ein Grundwogenlanger Sorge bildet. Der Verein Berliner Presse veranstaltet alljährlich dieses Fest. Alles, was irgendwie in Deutschland einen Namen hat, ist hier vertreten. Die Diplomaten und Politiker, die Darstellern von Bühne und Film, die Männer der Wissenschaft und der Kunst, die Führer der deutschen Wirtschaft und Finanzwelt umgeben sich mit ihrem Anhang alljährlich im Berliner Zoo im Städtischen. Die Festveranstaltungen dieses Festes im Vorhergang 20. und 21. und 22. Oktober alle jene festgehalten werden, die nicht über großen Reichtum verfügen. Lassen wir aus den sozialistischen Verhältnissen der bürgerlichen Presse einige Stellen folgen:

Die Reihe der Prominenten, die erschienen waren, war fast unübersehbar. Mit jeder Minute vergrößerte und erweiterte sie sich; es war in seinem ständigen Wechsel von Menschen und Stimmen, in dem Durcheinanderfließen der Farben und Gewänder, dem Glanz des Schmuckes ein faszinierendes Bild, das eine allen gemeinsame Stimmung auslöste. Am Eingang bereits wurde den Damen eine reizvolle Schokoladenstraße überreicht, den Herren Zigaretten und der Ball-Albumen. In der gelben Baracke zog die Tombola das Interesse aller auf sich, die kostbaren Gemälde, Stiche und Bücher, die Silbergeräte und Tapeten, die Stoffe, Koken, Pelze, auch diese Fülle, auch dieser erlebte Geschmack bei der Auswahl der Gewinne, schon gleiche Exzitation wie der Hauptgewinn: das Mercedes-Benz-Cabriolett ohne Ende umlagert von den allzu vielen Schmückstücken.“ (Vorleser-Courier)

Über den Auftritt der Damen lesen wir in hürgeleitigen Wäutern: „Es ist der Ehrgeiz der eleganten Dame in Berlin, auf dem Pressball die Reueinspaltung eines bekannten Salons zu zeigen. Noch einmal wird hier die Mode des Winters in einer großartigen Ausdrucksform zusammengefaßt. Der Pressball ist das Fikale der vielfach abgewandten Modemelodien. Nach ihm beginnt man, an die Neuheiten des Frühjahrs zu denken.“ Schöpfung bleibt im Gedächtnis das Bild dieses Balles. Die Farbenprachtigkeit und die Fülle eleganter Kleider. Traditionsgemäß ist dies die große Modenschau Berlin, bei der die Gesellschaft sich selbst das Theater der Mode vorführt... Glänzende Seiden, Samol- und Satinstoffe, reiche schwere Lastarbeiten, Kulle und Last antiane, wie Hombrasse, Chiffon und Georgette, herliche Seidenjamie, Pelz, Drat, broschierte Stoffe, so zog es an einem darüber, und oft meinte man, eine Prozession von pompöser Pracht zu sehen.

Diesen Vergleich zwangen die sofi feierlichen Samtgewänder, die drückerlangen Mäntel aus schwersten Seidenbrokaten, die pelzgeputzt und mit hohem Starrkragen noch auffallender gehalten, in glücklichen Fall über das zum Boden schleppende Kleid nicht; es erinnerten an Figuren aus mittelalterlichen Trachten. Frauen in über und über mit Perlen, Steinen, Zirkon und Strag bestückten Toiletten. Selbst den hauchdünnen Chiffonkleidchen wurde durch feig gefütterte Kragen, die über den Kopf hingen, eine outrierte Note gegeben. Und es gab Kopfbedeckungen, kleine Krone aus Goldfäden, Parure aus Perlstein... Eindeutige an Corlage und Rod harmonisierten mit dem geschickten Fäutern einer kurzen und lockigen Jacke. Eher Schmand aus Rubinen, Smaragden oder Saphiren wurde einheitlich und abgestimmt zur Farbe des Kleides, zur Farbe der Haare geschickt. Die kleine Laide, der Ballschal, Feder und Handtücher ergaben ein Ensemble für sich. Man konnte bei der pompösen Modenschau durch die hell erleuchteten Sale, beim Drängen durch die Menge, die be'onders gegen Mitternacht, als der Raum keinen Hörsaal durch das Entressen der Prominenz von Bühne und Film erreichte, immer wieder durch eine besonders auffallende Gestalt gefesselt; ein „Girren“ läßt den anderen ab.“

So feiert die sogenannte Gesellschaft ihre feste. Es gibt noch reichliche Leute in Deutschland, das beweisen solche Gelegenheiten aufs neue. Die vertretenen ausländischen Volksgenossen werden sich bei einer solchen Fülle von Fug und Scherzhaftigkeit eigenartige Gedanken darüber machen, wenn ihnen bei anderen Gelegenheiten die Kunst Deutschlands erzählt wird.

Nur das Gegenstück: Mehr als zwei Millionen Menschen sind ohne Beschäftigung; mehr als die Hälfte aller Lohn- und Gehaltsempfänger verdient nur bis zu 3000 M. im Jahre. Die Ausgabe für den Pressball wird bei vielen Teilnehmern eine größere Summe verschlungen haben, als die meisten Arbeiter und Angestellten im Jahre verdienen.

Man sollte die Arbeitslosen auf die Galerie des Pro-führen, damit die sehen könnten, wie die Gesellschaft beschaffen ist, die von der untragbaren Höhe des Arbeitslohnes und der Sozialpolitik zehrt. Was die „Gesellschaft“ vergeudet, fehlt denen, die nützlich schaffen.

## Romane...

Ubel ist mir! Zum Erbrechen übel. Warum? fragt Ihr. O bitte, ich werde es sofort erklären.

Schon seit einiger Zeit war ich so unvorsichtig, meine freien Abendstunden mit Romanlesen auszufüllen. Natürlich, man muß doch alles ausprobieren, um darüber urteilen zu können. Nun habe ich mein Urteil gebildet, so umfassend und gründlich, daß mich der Ekel würgt und daß ich mich schwindlig fühle, als stünde ich an einem Abgrund voller Verlogenheit und Täuschung.

Ober ist es etwa aus dem Leben gegriffen, wenn die Verfasser ihrer Romanhelden und -heldinnen arm werden lassen, so arm, daß der eine eine Gärtnerei pflanzte und sich von seiner Dame Arbeit ernähren muß, während die andere sogar einen Posten als Sekretaria annimmt? Entsetzlich, unausdenkbar so was, nicht wahr? Und wir armen, wir wirklich armen Teufel waren froh, wenn wir bei der herrschenden Arbeitslosigkeit eine Stelle bekommen konnten. Und reich würden wir uns fühlen, wenn uns das Geld gar zum Kauf eines Geschäfts langen würde. Solche Romanarme sind ein Nährboden für alle wirklich Armen und dienen nur dazu, ein ganz falsches Bild von unserer wirtschaftlichen und sozialen Lage zu geben.

Aber es kommt noch schöner. Wenn nun also die Hauptfiguren des Romans so richtig in Not und Elend stürzen, daß sie sich nicht mal mehr ein Auto oder ein paarier Mobellleid leisten kann, dann sieht man — einzwedrei — ein bisher berühmter Dasein in Amerika, der seinen deutschen Verwandten eine Riesensumme hinterläßt. Ein paar Millionen zum mindesten! Oder es fällt beim Reineinmischen plötzlich ein Bild von der Wand, in dessen breitem Goldrahmen sich ein Geheimfach öffnet. Ein glückbringendes Testament oder der Schlüssel zu einem Schatzkloster befindet sich drin. Besteht ist auch die Werbung, daß sich mitterdrin eine finanzielle Größe für den Armen schludert kummert und ihn über Nacht zu Glanz und Reichtum erhebt: Herrlich ist doch das! Wie bitte? Ihr meint, das sei ganz und gar blöde? Nun ja, ich muß eigentlich zugeben, daß im Leben nur selten, wirklich höchst selten derartige Glücksfälle vorkommen. Aber bei in Armut und Not steht, dem hilft kein Mensch und kein „barmherziges Schicksal“, sondern der kann sich immer wieder nur selbst helfen durch eigene Kraft und größte Willensanstrengung.

Am allerkomischsten finde ich nun dies, daß die Romanhelden und -heldinnen durchweg ausgeprochene Schönheiten sind. Das einmal „von solgender, beredender Schönheit“, das andere Mal „von einer sanfter Schönheit, deren stille Reize nur von Künstleraugen erkannt werden.“ Wie fraglich für unser Land, so arm Deutschland, daß es so reich mit solchen Menschen besetzt ist. Ich für meine Person muß allerdings gestehen, daß ich in meinen ganzen Leben nicht einen Menschen begegnet bin, der sich alltagsmäßig häßliche und häßliche, schloßherde und unheimliche Gesicht; daß er wirklich schönes Gesicht mit dazu passender Figur habe, ist ein paar mal gesehen. Und da war es ein solches Ereignis, daß es mir seit im Gedächtnis haften blieb.

Ah, sagt Ihr, dafür sind doch Romane. Nach dem Geiz des Tages will man doch in höhere und lichtere Sphären emporgeschoben werden. Aber merkt ihr denn nicht, daß Stoff solcher Art uns nicht emporschleift, sondern hinunterdrückt in den Sumpf? Unsere Männer und Frauen werden durch solche Bücher erzogen; die Hände in den Schoß zu legen und alles gehen zu lassen, wie es eben geht, weil doch irgendwann einmal das große Glück kommt. Und unter jungen Leute werden dazu aufgeschwemmt, daß sie ihre äußere Schönheit als das höchste Ziel erstreben, für das sie ohne Bedenken den letzten Pfennig opfern, da ja doch über kurz oder lang die Augen eines reichen Mädchenprinzen oder einer Dollarprinzessin auf sie fallen. Gibt es denn keine Menschen, die den Mut haben, das Leben so zu schätzen, wie es ist, wie es zum Beispiel eine Aiche Kollwitz in ihren Bildern zeichnet? Auch ich bin nicht dafür, daß man nach der Würde und Ehre des Alltags Bücher zur Hand nimmt; deren Sprache und Inhalt uns in hoffnungslose Schynung tauchen? Aber es gibt wirklich gangbare Wege zu Kraft und Schönheit, zu Freude und Glück. Und es gibt göttlich auch Bücher, die solche Wege weisen und soziale Probleme lösen. Darum fort mit all der Gefühlswelt und Phantasie und hin zur gebundenen Natur, die uns wirklichem Vorteil bringt für Geist und Gemüt. M. Schmidt

## Eine Wäschfrau leistet soviel wie ein Holzfäller

Am Jahresende der Arbeit, der Monatschrift des ADGB, wird eine Zusammenstellung der Beziehungen zwischen Art der Arbeit und dem Kraftverbrauch gebracht. Die Kraftverbrauch in je einer Stunde ist gegenüber rein statischer Arbeit (des Müßiggängers) erhöht: bei dem Holzfäller um 160 hP, bei der Wäschfrau um 120 hP, beim Holzfäger um 156 hP, beim Steinhauer um 128 hP, bei der Diensthfrau um 117 hP, beim Stubenmädchen um 87 hP, beim Schreiner um 68 hP, beim Schuster um 39 hP, bei der Maschinenführerin um 24 hP usw. Man ersieht hieraus, daß eine Wäschfrau in der Arbeitsleistung einem Holzfäller gleichzustellen ist. Die Arbeit einer solchen Frau wird in der Regel nicht sehr hoch bemerkt. Und doch sollte man den Gut abziehen für die stillen Leistungen, die den Frauen und Arbeitenden solcher Frauen vollbracht werden. Auch die Arbeiterfrau selbst, die im Haushalt tätig ist, hat vielfach einen weit höheren Kraftverbrauch als selbst die in Arbeit stehenden Männer. Ganz zu schweigen von der großen Zahl von Müßiggängern, die ihr Leben ohne Arbeit verbringen können.

## Das Eintensaf

Ich habe bei einer Beförderung zu tun. Der Beamte am Doppelte will meine Ansagen schriftlich niederlegen. Das Eintensaf ist an demselben leer, denn keine Einte will aus der Feder fließen. Nach demlich schaut der Beamte keinen Federhalter an. Nehmen Sie doch dieses“, sagt er, auf das Eintensaf jenseits ziegend. „Um Gottes willen“, meint er, sehen um sich blüend, „das gehört doch dem Herrn Obersekretär.“ (Der Wäpse Jakob.)

## Freiwillige Feuerwehr

Der Brandmajor tritt mit Gefolge den Vorbereitungen. „Grüß Gott.“ „Grüß Gott, Herr Major.“ „Naj, ren E' mich. Was heißt a bissel flinz — wir son auf' Weg zum Brand.“

Der Portier Schmeide ist zum Tode verurteilt worden. „Faktor Sie noch einen Wunsch?“ wird er gefragt. „Ja, ich möchte gern noch einmal meinen Rechtsanwalt taffieren.“





# Verbandsleben



## Achtstundentag in der chemischen Industrie

Der folgende Bericht unseres Kollegen Otto Sandke ging uns schon vor einiger Zeit zu, mußte aber wegen Raum-mangel zurückgestellt werden.

Im Sozialpolitischen Ausschuss des Reichsarbeitsrates wurde über die Unterstellung von Arbeitergruppen unter den § 7 der Verordnung über die Arbeitszeit vom 21. Dezember 1923 beraten, deren Tätigkeit sich unter besonders gesundheitsgefährlichen Umständen vollzieht. Bei dieser Beratung wurde auch die Anwendung der erwähnten Bestimmungen der Arbeitszeitverordnung auf die Bleistift- und andere Gruppen der chemischen Industrie erörtert. Hierüber sollte ein Gutachten dem Reichsarbeitsministerium unterbreitet werden. Daraufhin machte unser Verbandsvorstand bei dem Sozialpolitischen Ausschuss eine Eingabe, worin eingehend begründet wurde, daß der gesetzliche Achtstundentag besonders für die Bleistift- und Reparatur-handwerker notwendig sei.

In dieser Eingabe ist eingehend dargelegt, daß die Bleistift- und Reparaturhandwerker wie den Bleistiftmaschinen in starkem Maße ausgesetzt sind und daß die Arbeit in den Reservoirs, Apparaten und Kammern die Anwendung von Schutzmitteln nicht immer gestattet. Es wurde auch das Ergebnis der Untersuchung der Krankheitserscheinungen der Bleistiftarbeiter mitgeteilt, die unser Vorstand vor einigen Jahren angefertigt hatte. Nach dieser Untersuchung meldeten von den 827 daran beteiligten Bleistiftarbeitern 350 oder 56 vH Krankheiten, und zwar

eine Krankheit	195	oder	56 vH
zwei Krankheiten	91		26 "
drei	49		14 "
vier	15		4 "

zusammen 350 oder 56 vH

Diese Zahlen lassen erkennen, daß die von der Bleivergiftung Befragten weniger widerstandsfähig sind als andere Personen. Die Zahl der Erkrankungen macht das Bild noch trüber:

142 Personen erkrankten	207 mal an Bleivergiftung
126	142 " Rheumatismus
204	226 " Magenleiden
113	113 " Nervenkrankungen

585 Personen mit 688 Erkrankungen

Der Sozialpolitische Ausschuss des Reichsarbeitsrates hat dem Verlangen unseres Vorstandes Rechnung. Ein besonderer Arbeitsausschuss beschloß die erforderliche chemische Anlagen. Dabei wurden Sachverständige der Arbeiter wie der Unternehmer benommen. Diese Prüfung hat die Berechtigung des gewerkschaftlichen Verlangens bestätigt. Dem einstimmigen Vorschlag des Arbeitsausschusses, diese Bleistift- und Reparaturhandwerker dem § 7 der Arbeitszeitverordnung unterzustellen, stimmte der Hauptausschuss des Reichsarbeitsrates einstimmig zu. Der Antrag aber, daß

Die Reparaturhandwerker, soweit diese mit der Ausführung in den Werkstätten beschäftigt sind oder soweit diese den überwiegenden Teil ihrer Arbeitszeit mit der Ausbesserung oder Erneuerung gebrauchter Teile der Betriebsapparatur in der Reparaturwerkstatt beschäftigt werden.

und in dem Antrag keine Mehrheit, sondern wurde mit 17 gegen 18 Stimmen abgelehnt. Dagegen wurde von dem Arbeitsausschuss die Unterstellung unter die erwähnte Bestimmung der Arbeiter in den Hauptmaschinen einstimmig beschlossen und dem Hauptausschuss des Reichsarbeitsrates empfohlen, die in Frage kommenden Anlagen und Arbeitergruppen dem § 7 der Arbeitszeitverordnung vom 21. Dezember 1923 zu unterstellen.

Obwohl in Fällen der Arbeitszeit nicht alle unsere berechtigten Wünsche durch die erwähnten Beschlüsse erfüllt sind, ist doch der wesentliche Fortschritt nicht zu verkennen, der in dieser Empfehlung an den Reichsarbeitsminister liegt. Wenn auch in der chemischen Industrie durch tarifliche Bestimmungen die achtstündige Arbeitszeit zum Teil grundsätzlich festgelegt ist, so darf doch nicht vergessen werden, daß eine über 8 Stunden hinausgehende Arbeitszeit besonders bei den Handwerkern und Bleistiftarbeitern sehr oft vorkommt. Deshalb darf man mit Recht erwarten, daß die Entscheidung des Reichsarbeitsministers mindestens gemäß den erwähnten Beschlüssen des Sozialpolitischen Ausschusses sobald wie möglich erfolgt.

Unsere Kollegen in der chemischen Industrie werden aber erwarten, daß unser Verband nicht untätig läßt, um die Arbeitsverhältnisse zu verbessern, wie es Arbeitsgemeinschaft und Kultur erfordert. Dieser Aufgabe unseres Verbandes werden, das sind wir gewiß, unsere Kollegen die Anerkennung nicht verweigern. Diese Anerkennung können unsere Kollegen der chemischen Industrie nicht besser ausdrücken, als daß sie alle treuen Mitglieder des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes werden. Otto Sandke.

## Ergebnisse der Verbandstätigkeit

Bezirk Brandenburg. Der Kantonsrat für die Verrechnung der Grobbeiträge von Sachsen und Umgebung ist dahin abgeändert, daß gewisse der bisher zulässigen 60-tägigen Arbeitszeit die Anrechnungsmöglichkeit des Arbeitsbeitrags um 20 bis 25 Stunden geht. Der Beitrag für die 25 bis 30 Stunden wurde auf 20 vH erhöht. Als Urlaubserhöhung wird fortan nicht nur die Höhe des Tariflohn, sondern 10 vH darüber bezahlt. Die Arbeiterzeit eines Arbeiters innerhalb 6 Monaten in dem gleichen Betrieb kommt die frühere Beschäftigungsdauer beim Urlaubsmessung in Betracht.

Bezirk Preußen. Für die obersteinstufigen Eisenhütten wurde folgende Vereinbarung geschlossen: Die Löhne werden um 3 und 4 vH erhöht, die Arbeitszeit um 57 Stunden, die Lohnzahlung um eine Stunde gefügt, und zwar von 58 auf 57 Stunden und von 57 auf 54 Stunden. Der Lohnanspruch für die verfertigte Arbeitszeit wird für Lohnarbeiter je zur Hälfte von den Arbeitern und dem Werk getragen; bei den Akkord- und Pausenarbeitern tragen diese 40 und die Werke 60 vH des Lohnanspruchs. Für die Lohnzahlung wurde eine Ermäßigung vereinbart: für das 1. Semester 12,5, 2. Semester 14,3, 3. Semester 17,3, 4. Semester 22,5. Für die ab 1. Januar in dergetriebener Schicht arbeitenden Beschäftigten des Akkord- und Pausenarbeits der Juliensätze und des Restlohn wird der Verdienstsatz in der gleichen Höhe, wie vorbestimmt angegeben, beiderseits getragen. Die Arbeiter im Akkord- und Pausenarbeits erhalten eine weitere Lohnsteigerung um 3,4.

Bezirk Halle. Für die Langzeitbeschäftigten der Halle-Halle-Betriebe wurde ein Schlichtungs- und Schlichtungs für alle Arbeiter über 18 Jahre, soweit sie im Akkord arbeiten, die Löhne um 2,5 vH erhöht. Für die Pausenarbeiter über 20 Jahre beträgt die Lohnsteigerung 4,3, unter 20 Jahre 2,4. Außerdem ist für die Pausenarbeiter eine Lohnsteigerung von 1 1/2 vH vereinbart. Die Lohnzahlung für die Arbeiter in allen drei Tarifstufen um 2,5 vH erhöht, für jugendliche Arbeiter um 1 bis 4,3. Die Arbeiter im Akkord- und Pausenarbeits erhalten 2,4. Festgelegt wurden auch die Arbeitszeiten.

Bezirk Hamburg. Die Lohnsteigerung der Metallarbeiter in Hamburg hat folgendes Ergebnis: Die Arbeiter über 20 Jahre alten Arbeiter erhalten nun 2,3 in der Stunde, der über 20 Jahre alten Arbeiterinnen um 4,3

Der tarifliche Mindestlohn steigt von 87 auf 92,4 und für die Arbeiterinnen von 48 auf 52,4. Die Effektivbeihilfe erhöhen sich um 4 vH. Der Erhöhungssatz darf bei über 20 Jahre alten männlichen Arbeitern nicht unter 4,3 betragen.

Die Bewegung in der Gerdorfer Eisenwerk brachte eine Erhöhung des Spitzenlohnes von 88 auf 92,3. Für die Akkordarbeiter ist eine Erhöhung von 3,4 gewährt worden. Die Angelernten erhalten eine Lohnsteigerung von 6,3.

Bezirk Steintal. Die Lohnbewegung in Neudorf brachte eine Erhöhung des Lohnes für gelernte Arbeiter über 22 Jahre von 76 auf 80,3. Nach diesem Spitzenlohn richten sich die Verbesserungen der anderen Gruppen.

In der Kali-Industrie ist die Arbeitszeit unter Tage auf 8 Stunden einschließlich einer Pause und für die über Tage Arbeitenden von 9 1/2 auf 8 1/2 Stunden am 15. April 1929 festgesetzt. Die durchschnittliche Lohnsteigerung beträgt 8 vH. Die bisherigen elf Lohnklassen sind auf fünf herabgerückt. Der Spitzenlohn beträgt ab 1. Februar 7,4. Außerdem wird ein Hausstandsgeld als Pensionsdeputatsausgleich von 30 vH für jede Schicht und ein Kindergeld von 10 vH bezahlt.

## Die Arbeitslosigkeit zur Bildung benutzen!

Die gewerkschaftliche Bildungsarbeit ist heute wichtiger als je. Die Gewerkschaften haben das auch erkannt; sie richten Schulen oder Kurse ein oder versuchen durch Vorträge und Schriften Wissen unter den Mitgliedern zu verbreiten. Doch leider wird die Bedeutung der Bildungsarbeit von den meisten Kollegen nicht genügend unterstellt. Woran liegt das? Zum Teil an Verständnislosigkeit, dann aber auch an den üblen Verhältnissen, unter denen der Arbeiter gezwungen ist, zu leben. Kommt er nach Hause, so ist er von der körperlichen Arbeit ermüdet. Er hat dann keine Zeit mehr, sich noch geistig zu beschäftigen. Es fehlt einfach an der nötigen Zeit, die er zu einer planmäßigen Schulung braucht. Dazu kommen noch die schlechten Wohnverhältnisse. Wenn der Arbeiter ein Buch lesen will, so ist es ihm oft gar nicht möglich. Das Zimmer, in dem er wohnt, ist gewöhnlich klein, dunkel und ungesund. Das Licht ist schlecht. Daran erklärt es sich, daß der Arbeiter im allgemeinen wenig liest und auch für die gewerkschaftliche Bildungsarbeit nicht die nötige Teilnahme zeigt.

Soweit von dem Arbeiter, der beruflich beschäftigt ist. Wir haben aber nach den letzten Berichten über zwei Millionen Arbeitslose, und ihre Zahl steigt immer höher. Es ist darum vielleicht nicht unwichtig, die Arbeitslosigkeit unter dem Gesichtspunkt der gewerkschaftlichen Bildungsarbeit zu betrachten. Natürlich wird ein Arbeitsloser nicht gleich bildungshungrig. Auch bestehen die Widerstände der Lebensverhältnisse weiter. Ein Arbeitsloser hat aber im Vergleich zu seinem Kollegen, der arbeiten muß, sehr viel freie Zeit. Doch leider wird diese so kostbare Zeit in den meisten Fällen vertrieben. Hier müßten die Gewerkschaften einwirken.

Unter den zwei Millionen Arbeitslosen befindet sich eine große Zahl Gewerkschaftsmitglieder, und wenn es gelingt, gerade diese Kollegen zur Bildungsarbeit heranzuziehen, dann ist damit viel gewonnen. Es wäre doch gar nicht schwer auszuführen, daß jeder arbeitslose Kollege bei seiner Arbeitslosmeldung ein Merkblatt erhält, das auf die Bedeutung der Bildungsarbeit für die Arbeiterklasse hinweist, indem man an die viele freie Zeit erinnert, die durch die Arbeitslosigkeit geschaffen wird, und gleichzeitig einige Bücher anbietet, die für die Arbeiterklasse wichtig sind. Dadurch wird eine Anregung geschaffen, die in zahlreichen Fällen auch fruchtbar werden dürfte. Denn oftmals wollen sich die arbeitslosen Kollegen geistig weiterbilden, es fehlt ihnen aber die Anleitung, sie finden sich in dem Dschungel von Büchern nicht zurecht. Außerdem sollten die Gewerkschaften mit dem zuständigen Arbeitsamt in Verbindung treten, um Kurse und Vorträge im Sinne gewerkschaftlicher Bildungsarbeit einzurichten. Es gibt in einigen Städten schon die Einrichtung der Freizeitkurse. Auf jeden Fall muß ein Licht strahlend werden, die freie Zeit der arbeitslosen Kollegen nutzbringend zu machen. Auf welche Weise das geschieht, ist erst in zweiter Linie wichtig. Es richtet sich auch ganz nach den örtlichen Verhältnissen. Wichtig ist, daß mehr als bisher auf die Arbeitslosen eingewirkt wird. Es darf nicht so bleiben, daß Kollegen monatelang arbeitslos sind und dann genau noch so wenig wissen wie zuvor. Ernst Goll, Dresden.

## Jubiläumfeier in Berlin

Nachdem nun die meisten Verwaltungsglieder Bericht von ihrer Jubiläumfeier in unserer Zeitung veröffentlicht haben, will auch die Verwaltung in Berlin, die größte in unserer Organisation, einen kleinen Bericht über die stattgefundenen Jubiläumstage geben. Wie heute haben drei solche Feiern in einem der größten Säle Berlins stattgefunden und waren an dieser Teil im Jahre 1923 2534, 1927 1065 und 1928 1137 Jubiläre, also insgesamt bis jetzt 4736.

An Jubiläumstagen Berlins können infolge der großen Zahl der Jubiläre leider die Feiern nicht teilnehmen, da die zur Verfügung stehenden Räume dann nicht ausreichen, was allerdings von einem großen Teil der Jubiläre sehr empfunden wird, jedoch nicht geändert werden kann. Die Feiern selbst wurden wie üblich abgehalten mit Vorträgen, Konzerten, Spezialitäten und Ansprachen. Deutsche und ausländische Künstler wurden zur Mitarbeit herangezogen und sie haben ihre Besten zur Verschönerung des Festes beigetragen. Die Jubiläumstage sind also ein Fest, das nicht nur eine Erinnerung und zu einem Erlebnis zu gestalten, indem sie die Jubiläre mit Speisen und Getränken bewirtet und ein recht nettes Schauspiel zur Verfügung bringt. Die Stimmung unter den Jubilären war in allen drei Feiern prächtig, denn es ja in sich alte treue Kameraden aus den jungen Jahren im gewissen Rahmen wieder und tauschen bei dieser Gelegenheit alle Erinnerungen aus, nachdem aber auch der jüngeren Zeit der Verfolgung und Achtung durch die Unterdrücker, weil sie für ihre Organisation, für den Deutschen Metallarbeiter-Verband eingetreten waren.

Ein sehr großer Teil der Jubiläre war bis in die frühen Morgenstunden beisammen. Dies wird bei den Teilnehmern in gutem Angegeben bleiben.

## Auf dem Wege zu 5 Millionen Mitgliedern!

Die Gewerkschafts-Zeitung mitteilt, daß die Verbände des DGB Ende September 1928 insgesamt 4.762.601 Mitglieder. Im Vergleich zum Monat Juni 1928 hat sich der Mitgliederbestand um 70.242 und im Vergleich zum Beginn des Jahres um 246.812 erhöht. Die erheblichen Ergebnisse der Jahresstatistik werden wahrscheinlich noch günstiger ausfallen.

## Die organisierten Angehörigen mehrten sich

Der Zentralverband der Angestellten teilt mit: Die bisher verlegenen Berichte aus den Organen des Verbandes ergaben eine Zunahme von 2500 neuen Mitgliedern im Jahre 1928. Das bedeutet gegenüber dem Mitgliederbestand am Anfang des Jahres 1928 einen Zuwachs um 17 vH. Die Angaben sprechen dafür, daß die Organisation der Mitgliederzahl der gewerkschaftlichen Organisationen der Handlungsgewerkschaften weiter anhält.

Verbandsmitglieder! Schützt euch Versicherungen ab der der Volksfürsorge

## Mitteilungen des Vorstandes

Telegramm-Adresse: Metallvorstand Stuttgart  
Telephon-Nummern: S.-U. 624-11, 624-12, 624-13

Mit Sonntag dem 17. Febr. ist der 8. Wochenbeitrag für die Zeit vom 17. bis 23. Februar 1929 fällig.

## Aufforderung zur Bewerbung um Teilnahme an einem Oberkurs

für Fortgeschrittene an der Wirtschaftsschule in Dürrenberg  
Von 7. April bis 6. Juli 1929 wird in unserer Wirtschaftsschule in Dürrenberg ein Oberkurs für Fortgeschrittene abgehalten. Lehrgänge sind:

Theoretisch: Nationalökonomie, Wirtschaftsgeographie und Wirtschaftsgeschichte, neue Geschichte, äußere Politik, Verfassungs- und Staatsrecht, Arbeitsrech., Handelsrech., bürgerliches Recht, Geschichte der Arbeiterbewegung, Gewerkschaftswesen, Gewerkschaftsbewegung, Sozialpolitik und Sozialversicherung, Gewerbe- und Sozialhygiene, Geschichte der Technik, Betriebs-, Unternehmens-, Kalkulations-, Nationalisierungs-, Rede- und Stillehre

Zugelassen zur Bewerbung sind Mitglieder im Alter nicht unter 20 und nicht über 35 Jahre mit fünfjähriger Mitgliedschaft und einer ehren- oder hauptamtlichen Tätigkeit im Verband als Betriebsratsmitglied, Branchensekretär, Vertrauensmann oder Geschäftsführer von etwa zweijähriger Dauer. Voraussetzung für die Berücksichtigung der Bewerbung ist ferner geistige Reife und Aufnahmefähigkeit.

Die Bewerber haben einen selbstgeschriebenen Lebenslauf einzureichen, aus dem der Beruf, das Alter, der Familienstand, der Bildungsgang und die Tätigkeit im Verband zu ersehen ist, außerdem eine schriftliche Probearbeit über eines der folgenden Themen zuzufügen:

Die Entwicklung und die Aufgaben der Gewerkschaften in der Nachkriegszeit.

Die Bedeutung des Tarifvertrags- und Schlichtungswesens für die Arbeiterklasse.

Die Metallindustrie im Gebiet meiner Verwaltungstelle.

Die Bewerber erhalten Fahrgehalt 3. Klasse von ihrem Wohnort nach Dürrenberg und zurück. Für den Reisepass wird bei ganzen Tagen eine Entschädigung von 6 vH und bei halben Tagen eine solche von 3 vH gewährt, sowie freie Verpflegung und Wohnung während der Kursdauer. Für den entgangenen Arbeitsverdienst erhalten Verheiratete eine Entschädigung von 85 vH, Ledige eine solche von 40 vH; für Akkordarbeiter wird bei der Berechnung der Durchschnittslohn der letzten 13 Wochen zugrunde gelegt. Zusätzlich der Teilnehmer aus dem Angehörigenverhältnis mit 5 vorausgesetzt, daß diesem der erforderliche Urlaub von der örtlichen Verwaltung gewährt wird und die an die Familie zu leistende Entschädigung mit ihm vereinbart und aus der Lokalkasse geleistet wird. Für finanzielle Ermittelungen wird auf Antrag ein Zuschuß aus der Hauptkasse gewährt. Während des Aufenthalts der Bewerber in der Wirtschaftsschule in Dürrenberg unterziehen diese der dort geltenden Hausordnung, die bei der örtlichen Verwaltung eingesehen werden kann, im übrigen auch auf Anordnung der Bewerber zugewiesen wird.

Die Bewerbungen sind bis spätestens 2. März 1929 an den Vorstand einzureichen.

## Warnung

Die Firma Petersen & Johannsen G. m. b. H. in Wabel bei Hamburg hat in verschiedenen Teilen des Reiches sogenannte „Verteiler“ angeworben unter Vertragsbestimmungen, die eine ganze Reihe von Projekten genehmigt haben. Die Mitglieder werden vor dem Eingehen solcher Verträge gewarnt, da der DMB Rechtlich in diesen Verträgen nicht gewähren kann.

## Aufforderung zur Rechtfertigung

Das nachgenannte Mitglied wird nach § 23 Abs. 4 des Statuts aufgefordert, sich wegen erheblicher Reichshandlungen zu rechtfertigen. Verwaltungsstellen, denen die Adresse des Aufgeforderten bekannt ist, wollen diese an den Vorstand melden. Das Mitgliedebuch ist an den Vorstand einzuliefern.

## Auf Antrag der Bezirksleitung Frankfurt a. M.

Der Führer Franz Kelger (gute Geschäftsführer in Reumünster), geb. am 15. November 1877 zu Altdorf bei Chemnitz, Mitgliedsbuch Nr. 1.769.990, wegen Unterschlagung. Stuttgart, Hückstraße 16. Der Verbandsvorstand.

## Zur Beachtung! • Zugang ist fernzubalten:

von Trachern und Wiegern nach Graz (Andrieger Maschinenfabrik) u. s. w. Differenzen.

## Gewerkschaften

Ein Lebensbild. Von Kurt Eisner. Schriftreihe des Reichsarbeitsrates für sozialistische Bildungsarbeit. Berlin SW 68, Lindenstraße 3. 16 Seiten. Preis 25 vH. — Anlässlich des 20. Jahrestages der Ermordung Kurt Eisners am 21. Februar 1919 hat der Reichsarbeitsrat für sozialistische Bildungsarbeit in seiner Schriftreihe „Arbeiterbildung“ ein Kurt Eisner-Buch herausgegeben. Die Schrift, verfaßt von Fritz Heckenbach, dem ehemaligen Sekretär Kurt Eisners, enthält ein Lebensbild des ehemaligen revolutionären Kämpfers. Da der Verfasser die Vorgänge in den münchener Revolutionstagen selbst an der Seite Eisners miterlebt hat, ist er besonders berufen, Kurt Eisner sowohl als Menschen wie auch als Politiker zu zeichnen.

Verständliche Schriften. Die Wahl eines Verwesers macht Sorge. Die zügelmäßige Berufsberatung will helfen, sie wird vom Berufsständigen Ausschuss bei der Hauptstelle der Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung unterstützt, die im Zusammenwirken mit dem Deutschen Ausschuss für technischen Schulwesen eine Schriftreihe herausgibt, die der Berufsberatung dient. Die Schriften geben dem Berufsberater Hinweise, dann sollen die Eltern über Wesen und Ausblick des Berufes aufgeklärt und dem Jugendlichen selbst ein Bild von dem Beruf, den er sich erwählt, gegeben werden. Diese Festschriften sind ein Mittel, Fehlleitungen und Enttäuschungen zu vermeiden. Für die Metallindustrie erschienen: Heft 13: Das Altpapier- und Installationsgewerbe. Von Karl Meier, Leiter der Statistik-Abteilung des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes. Mit Abbildungen. Preis 1 vH. Heft 14: Formier-, Vieh-, Schweiß-, Kupfer-, Schmied-, Kessel-, Schmied-, von Berufsdirektor Reich, Mit Abbild. Preis 1,3 vH.

Diese Verufe stellen große Anforderungen an den Verweser. In den Schriften, die von anerkannten Fachleuten bearbeitet sind, werden alle Hinweise auf die Eigenarten des Berufes sowie die körperlichen und geistigen Voraussetzungen gegeben. Andere Verufe sind in Vorbereitung. Eine sehr wertvolle Einrichtung, die weitgehende Unterstützung erfahren sollte. Bei Rechtsverhandlungen wird Preisermäßigung gewährt. Zu beziehen vom Verlag Reimar Hobbing, Berlin SW 61, Großbeerenstraße 17.

# Wohnungswesen in Detroit

## Wie der Arbeiter dort Hausbesitzer wird

Unser Werkzeugmacherkollege, der im Oktober 1926 mit Frau und zwei halberwachsenen Kindern nach Nordamerika auswanderte und der hier schon wiederholt über die dortigen Verhältnisse schrieb, schildert heute das Wohnungswesen. Es sind dies keine eigenen Erfahrungen, die er als Mieter und Hausbesitzer gemacht hat. Unser Kollege, der in Deutschland trotz emfigen Fleißes und hohen beruflichen Geschickes kaum imstande war, Leib und Seele zusammenzubehalten, konnte sich in den zwei Jahren bei Onkel Sam ein Haus und zwei Automobile (auf Abzahlung) erwerben, eins für die Fahrt zur Arbeit, das andere für Wochenendausflüge mit der Familie. Seine ursprüngliche Absicht, später wieder nach Deutschland zurückzukehren, hat er, wie viele andere, endgültig aufgegeben.

Die Wohnungsnot, die sich in Deutschland zu einem, wie es scheint, unauflöslichen Äbel ausgewachsen hat, kennen wir hier in den Vereinigten Staaten glücklicherweise nicht. Der Neueingewanderte wundert sich immer wieder, daß hier fast in jedem Straßenblock, der aus etwa 40 Ein- und Zweifamilienhäusern besteht, mehrere Wohnungen frei und sofort zu mieten sind. Fast ebensoviele Häuser stehen zum Verkauf. Daugenossenschaften wie in Deutschland gibt es hier allerdings nicht. Auch besaß sich weder der Staat noch die städtische Behörde mit dem Bau von Arbeiterwohnungen. Dies liegt überall in den Händen von Privatunternehmen, den Bodenerwerbsgesellschaften, hier real estate companies genannt. Diese Gesellschaften stehen wieder mit Bauunternehmern in enger Verbindung. Irigendeine der unzähligen Bodenerwerbsgesellschaften kauft irgendwo eine große Farm für eine Summe, die für den Besitzer ein Riesenergebnis bedeutet. Dem Besitzer wird der Verkauf noch dadurch schmackhaft gemacht, daß er sofort eine größere Summe ausbezahlt bekommt und daß er außerdem noch mehrere Jahre auf seiner Farm unentgeltlich wohnen und die Erträge seiner Farm weiter einheimen kann. Sobald der Gesellschaft die Zeit geeignet erscheint, zum Beispiel wenn der Gang der Industrie gut ist, teilt sie ihre Riesenfarm in Bauplätze (lots) ein. Sie sucht in allen Zeitungen Verkäufer, natürlich bei sehr hohem Verdienst. Die Verkäufer versuchen nun so schnell wie möglich die Grundstücke zu verkaufen, und zwar meistens an Arbeiter. Der Preis der Grundstücke ist sehr verschieden. Günstigere und solche, die an einer geplanten Hauptstraße liegen, kosten drei- und mehrfach mehr als die übrigen. Von letzteren kann man ein Grundstück schon für 300 Dollars erstehen. Hinzu kommen später die Baukosten für die Straße, etwa 400 Dollar, und für den Alley, das ist der schmale Weg hinter dem Hause, der ungefähr 100 Dollar kostet.

Der Kauf wird dem Arbeiter sehr leicht gemacht. Er kann einen solchen Bauplatz bei 10.000 Dollar Anzahlung und einer monatlichen Abzahlung von gleichfalls 10.000 Dollars kaufen. Die Restkaufsumme, in diesem Fall 290.000 Dollar, muß der Käufer mit 6% verzinsen. Die mehrbezahlte Summe tilgt das Kapital. Außerdem muß er jetzt als Besitzer Grundsteuer entrichten. Deren Höhe richtet sich nach dem Wert des Grundstückes. Sie beträgt zum Beispiel bei einem Wert von 6000 Dollar jährlich 125. Hat der Arbeiter seinen Bauplatz nach Jahren bezahlt, kann er dann jeder Unternehmer ein Haus daraus, ohne einen Cent anzupahlen. Besser ist es natürlich, wenn der angehende Hausbesitzer eine Anzahlung, je größer, desto besser für ihn, macht, weil er dann monatlich weniger abzurufen hat und eher damit fertig wird. Auch für das Haus sind Abzahlungen im Verhältnis zu seinem Wert zu leisten. Hat beispielsweise ein Arbeiter eine bezahlte Baustelle, worauf ihm ein Unternehmer ein Backsteinhaus, das heißt ein Holzhaus mit roten oder gelben Steinen außen bekleidet, mit fünf Zimmern (zwei Stufen, zwei Kammern und Küche), Bad, Luftheizung, Leitung für Gasherd, elektrisches Licht mit sämtlichen Beleuchtungskörpern, ganzen Keller, Schuppen für ein Auto, vorne und hinten am Haus eine Veranda usw. baut, so würde er dafür annähernd 5500 Dollar zu bezahlen haben. Er zahlt nun jeden Monat etwa 50 Dollar an den Unternehmer oder an denjenigen, dem der Unternehmer inzwischen den Besitztitel verkauft hat. Die Zahlungen betragen im Jahr 600 Dollar, die Zinsen — 6% von 5500 Dollar — sind 330 Dollar. Womit tilgt er schon im ersten Jahr 270 Dollar vom Kapital. In 20 Jahren hat der Arbeiter, wenn er regelmäßig zahlen konnte, sein Haus fertig bezahlt und ist nunmehr Eigentümer eines schönen Hauses, wofür er nur noch die Steuern, Reparaturen usw. aufbringen muß.

Schlimm ist es aber für den Arbeiter, wenn er infolge Arbeitslosigkeit oder Krankheit nicht zahlen kann. Dann muß er sein Haus räumen, jedoch erst nach Beendigung des ein halbes Jahr dauernden Prozesses, und büßt seine bis dahin gemachten Zahlungen ein. Der nächste Käufer hat das, was aufgelaufen ist an Steuer, Wassergebühren usw., zu begleichen.

Oberflächlich besehen ist dieses System für den Arbeiter gar nicht übel. Denn er kommt ansehnend mit wenig Geld zu einem eigenen Heim. Rechnet man aber tiefer in die Sache hinein, so kommt man dahinter, daß dies alles nur Profitmacherei ist auf Kosten des Arbeiters. Die wirklichen Gewinner sind die Farmer, die Baugrundgesellschaft und der Bauunternehmer. Der Farmer, weil er für sein Feld, das er einst billig oder gar umsonst bekam, erhält nun eine Stange Gold dafür. Die Baugrundgesellschaft macht ihrerseits ein glänzendes Geschäft, weil sie bedeutend mehr aus der Baustelle herausschlägt, als sie dem Farmer gezahlt hat. Der Bauunternehmer mit dem Materiallieferanten profitieren auch nicht wenig von dem Hausbau. Und schließlich bekommen Stadt und Staat einen sicheren Steuerzahler mehr.

Natürlich ist es dem Arbeiter auch möglich, schon fertige, neue und ältere Häuser mit Grundstücken teilweise ohne Anzahlung zu kaufen. Der Preisunterschied von neuen und alten Häusern ist nicht groß. Ein etwa 10 Jahre altes Haus ist in vielen Fällen solider und hält noch länger als ein neues. Manchmal hat man auch Gelegenheit, verhältnismäßig billig ein Haus von einem Besitzer zu erwerben, der fortzieht oder der sein Haus nicht weiter abzahlen kann, so daß er trachten muß, es so schnell wie möglich mit einem mehr oder weniger großen Verlust seines Anteils zu verkaufen. Gelingt ihm das nicht, so verliert er seinen Anteil ganz.

Eine andere Wohnungsart ist das Mieten einer Wohnung. Man kann hier jederzeit eine Wohnung beziehen. Die Hauseigentümer müssen zu ihrem eigenen Nutzen die Wohnung vor dem Beziehen sauber herrichten lassen, sonst können sie sie nicht vermieten. Sobald eine Wohnung kein Bad, keine Luft- oder Dampfheizung hat, vermietet sie sich sehr schwer. Stehen doch die meisten Arbeiter auf dem Standpunkt, daß gut und gesund gewohnt doppelt gelebt ist.

ohne Bad, ohne Luft- oder Dampfheizung kommt auf 35 bis 45 Dollar. Die gleich großen Wohnungen im Zweifamilienhaus kosten 5 bis 10 Dollar weniger. Im Vergleich zu Deutschland kosten hier die Parterrewohnungen 5 bis 10 Dollar monatlich mehr als die im 1. Stock. Die Arbeiter, die keine oder wenige Kinder haben, vermieten ein Zimmer ab, wofür sie ohne Kost und Mühe 3,50 bis 5, mit Kost und Mühe 10 bis 12 Dollar wöchentlich erhalten.

Die dritte Wohnungsart des Arbeiters ist die Hotelwohnung (apartment). In allen großen und mittleren Städten der Vereinigten Staaten gibt es 20- und mehrstöckige Hotels, die Wohnungen mit zwei und mehr Zimmern abgeben. Alle Wohnungen haben Bad, Licht und Heizung. Man kann Zimmer möbliert und unmöbliert mieten. Ein schönes Zimmer mit Bett, Geldschrank usw. kostet wöchentlich 4,50 bis 6 Dollar, je nach Größe und Lage. Eine leere Dreizimmerwohnung (Stube, Kammer und Küche mit freiem Licht und Heizung) kostet monatlich 40 bis 60 Dollar. Die Hotelwohnungen sind in der Regel sehr behaglich eingerichtet. Sie haben Fahrstuhl, Telefon, Radio usw., auch herrscht ziemlich Sauberkeit. Jung verheiratete Ehepaare ohne Kinder benutzen, wenn beide erwerbstätig, mit Vorliebe diese Wohnungsart. Ihre Mahlzeiten nehmen sie in irgendeinem Speisehaus ein, finden abends daheim eine warme Wohnung und sind jederzeit für einen Um- oder Fortzug reisefertig. In allen Fällen muß Miete oder Abzahlung wöchentlich oder monatlich im Voraus entrichtet werden. So schnell wie man hier die Wohnung bezieht, verläßt man sie auch wieder. Die Fälle sind nicht selten, daß ein Eigentümer eines Einfamilienhauses, der bei einem Mieter die Miete für den nächsten Monat kassieren will, das Haus leer findet. Aus diesem Grunde muß auch jeder Mieter, sobald er Gas und elektrischen Strom will, je 10 Dollar bei den Gesellschaften hinterlegen; die Summe wird mit 6% verzinst. Städtische Wohnungsämter gibt es nicht. Sie sind hier in den Stadtvierteln, wo ausländische Leute wohnen, auch nicht notwendig. Selbstverständlich gibt es auch hier Wohnungen, in denen sich ein ausländischer Arbeiter nicht wohlfühlen kann. Obwohl die Miete im Verhältnis zum Verdienst hoch ist, ist hier gänzlich ausgeschlossen, daß man von einem Arbeiter erwartet, daß er in eine gesundheitschädliche Wohnung zieht. Solche Bruchbuden und Föhlen, wie sie dem Arbeiter von den Behörden des Landes mit der besten Sozialpolitik, Deutschland nämlich, zugewiesen werden, sind in den Vereinigten Staaten unbekannt.

## Sturm über Mexiko

In einem kürzlich erschienenen Manifest an seine Verbände äußert sich der Mexikanische Gewerkschaftsbund (CROM) zu den folgenschweren Ereignissen seit der Ermordung des als Nachfolger von Calles gewählten Generals Obregon. Aus dem Bericht ist zu erkennen, daß jene Meldungen, die die Vorgänge in Mexiko als rein politische Streitigkeiten darstellen, ein falsches Bild geben. Es handelt sich vielmehr um den Ausbruch des unter der umsichtigen Staatsverwaltung des Präsidenten Calles mehr oder weniger verhaltenen Kampfes zwischen der Arbeiterklasse und dem Unternehmertum.

Zum richtigen Verständnis der jetzigen Krise und der Stellungnahme des CROM muß man auf das Jahr 1917 zurückgehen, als die „alten Caudillos“ der organisierten Arbeiterklasse Mexikos noch bestanden, der Kampf Carranzas gegen die Gegenrevolutionäre heftig beendet und der Staatsverfassung der berühmte Artikel 123, das heißt eine vorbildliche Arbeitsgesetzgebung einverleibt war. Infolge der bürgerlichen Opposition in den beiden gesetzgebenden Körperschaften Mexikos ist es auch unter der Regierung von Calles nicht gelungen, diesem Artikel volle Geltung zu verschaffen. Einflußreich im Parlament ist die Partei des ermordeten Generals Obregon anzusehen, dessen Person sich auch in der Arbeiterbewegung eines gewissen Ansehens erfreute. Obwohl grundsätzlicher Gegner einer Wiederwahl Obregons, widersetzte sich der CROM seiner Kandidatur nicht.

Nach der Ermordung Obregons spitzte sich jedoch das Verhältnis des CROM zu den „Obregonisten“ zu. Als Nachfolger des einstweiligen Präsidenten Gil (Chreanist), dessen Amtsantritt Anfang 1920 ablief, hat die Arbeiterpartei (die politische Vertretung des CROM) den herausragenden Führer des Gewerkschaftsbundes, Morones, als Kandidaten aufgestellt. Um diese ausschließliche Kandidatur zu Fall zu bringen, betrieb die „Obregonisten“ gegen die Führer des CROM eine planmäßige Verleumdung. Die Führer des Gewerkschaftsbundes werden dabei nicht nur für die Ermordung Obregons verantwortlich gemacht, sondern unter offenkundiger Unterstützung des neugewählten Präsidenten Gil der Unterschlagung usw. bezichtigt.

Die eigentliche Ursache des Konfliktes ist aber die arbeitervindliche Politik Gils, die sich dahin zusammenfassen läßt, daß Gil den Artikel 123 der Verfassung abzuschaffen versucht. Zu diesem Zwecke hat er mit föderaler annütender Eile einen Entwurf für ein Arbeitsgesetzbuch ausgearbeitet. Dieser Entwurf bildete den Verhandlungsgegenstand einer gegen Ende vorigen Jahres von Gil einberufenen Konferenz zwischen Unternehmern und Arbeitern. Vorher in dem Entwurf vorgesehene Maßnahmen seien die folgenden hervorgehoben: In besonderen Fällen soll die Regierung befugt sein, gewisse staatsbürgerliche Rechte der Staatsarbeiter und Angehörigen zu unterbinden. Die Arbeiter der Militärwerkstätten sollen militarisiert werden. Die Arbeitsgerichtsbarkeit, die Sozialversicherung und das Streikrecht sollen verschlechtert werden. Dem Unternehmer soll das Recht zustehen, jeden Tag eine Überstunde fordern zu können.

Auf dem vom 8. bis 7. Dezember 1928 abgehaltenen Kongress des CROM, an dem 1835 Mann teilnahmen, wurde gegen das arbeitervindliche Vorgehen der Gouverneure verschiedener Staaten härtester Protest eingelegt. Dabei kam auch das Verhalten Gils während seiner Tätigkeit als Gouverneur des Staates Tamaulipas zur Sprache. All dies brachte den Kongress schließlich dazu, die Mitglieder des CROM, die verantwortliche Regierungsposten bekleideten, anzuklagen, ihre Ämter niederzulegen und ihre Vertreter aus der Konferenz der Unternehmer und Arbeiter zurückzuziehen. Die Zeitung des CROM betont in ihrem Manifest, daß dies keine Kampfanlage an die neue Regierung als solche sei, der CROM sich jedoch mit seinem Vorgehen volle Bewegungsfreiheit verschaffen wolle.

## Drangsal der russischen Arbeiterkorrespondenten

Der Moskauer-Korrespondent (Nr. 23/24), das leitende Blatt der Arbeiter- und Bauernkorrespondenten, das unter der Leitung von Lenin's Witwe zweimal monatlich erscheint und die Aufgabe hat, die Korrespondenten zu unterstützen und als Verbindung zwischen den einzelnen Korrespondenten zu dienen, bringt in jeder Nummer eine Chronik der Verfolgungen. In der Dezembernummer werden für die vorhergehenden zwei Wochen acht Morde, die in den verschiedenen Gebieten Sowjetlands an Bauern- und Arbeiterkorrespondenten verübt worden sind, gemeldet. Ein neuer Arbeiterkorrespondent hat infolge unangenehmer Bekleidungen und Verfolgungen Selbstmord begangen. Dann folgen Berichte über Morde, Überfälle und Brandstiftungen. Insgesamt wird über 15 solcher Fälle berichtet, denen sich dann noch eine lange Reihe von böswilligen Entlassungen und Verhaftungen von

Korrespondenten, die sich unbeliebt gemacht haben, anschließt. Allein im Moskauer Kreis (Ukraine) hat die Redaktion der dortigen Zeitung für das vergangene Jahr 81 Fälle von Verfolgungen von Arbeiter- und Bauernkorrespondenten zu verzeichnen.

Den zweiten Teil dieser Chronik bildet die Wiedergabe der „Gerichtsberichte, die zum Schutze der Korrespondenten“ gefaßt worden sind. In der letzten Dezembernummer wird in bezug auf die erfolgten Todesurteile folgendes berichtet: Der Kulak Sa. ist wegen Ermordung des Korrespondenten B. zum Tode verurteilt, fünf seiner Helfershelfer zu Gefängnisstrafen von 5 bis 10 Jahren. Der Kulak Ba. ist wegen Ermordung des Korrespondenten C. zum Tode, drei weitere Angeklagte zu 10 Jahren Gefängnis verurteilt. Der Mörder des Arbeiterkorrespondenten D., der Kulak E., wurde zum Tode verurteilt, sein Komplize G. zu 10 Jahren Gefängnis. In Dubnowo wurde der Mörder des Korrespondenten H., Moga, zum Tode verurteilt, jedoch in Anbetracht seiner Jugend zu 6 Jahren Gefängnishaft und zur Beschlagnahme seines Eigentums begnadigt. In Winiza (Ukraine) verurteilte das Gericht die Großbauern Papuscha, Polujan und Pelschanski zum Tode und vier weitere Angeklagte zu einer Gefängnisstrafe von 3 bis 10 Jahren; alle waren angeklagt, den Bauernkorrespondenten M. ermordet zu haben. Der Kulak N. aus Solumetj wurde wegen Ermordung des Dorfkorrespondenten O. zum Tode verurteilt. Ferner ist der Vorsitzende des Dorfwirtschafts R. und der Vorsitzende des Konsumvereins L. wegen Ermordung des Bauernkorrespondenten S. zum Tode, ihre Komplizen zu 1 bis 8 Jahren Gefängnis verurteilt worden. In Drol verurteilte das Gericht die Großbauern K. und D. wegen Ermordung des Korrespondenten M. zum Tode, ihre Helfershelfer zu Gefängnisstrafen von 2 bis 10 Jahren. In Jar, im Tomskischen Kreis, verurteilte das Gericht den Mörder des Dorfkorrespondenten St., P. und zwei Großbauern zum Tode, die Frau des P. zu 8 Jahren Gefängnis. Das Moskauer Kreisgericht verurteilte den Vater und den Sohn Stukofomskij zum Tode, weil sie den Korrespondenten und Lehrer S. ermordet hatten.

Das sind allein die Fälle, bei denen Todesurteile und gleichzeitig Gefängnisstrafen verhängt worden sind. Die Zahl der Fälle aufzuzählen, wo auf leichtere Strafen erkannt worden ist, erübrigt sich. Aus dieser schauerlichen Chronik ist ersichtlich, daß allenfalls in Sowjetrußland der Kampf des Großbauernums gegen die Korrespondenten, die als Agenten der Sowjetregierung angesehen werden, einen unglaublichen Umfang und die blutigsten Formen angenommen hat.

## Die Landflucht in Frankreich

Seit dem Krieg macht Frankreich eine industrielle Revolution durch, die eine weittragende Änderung der wirtschaftlichen Grundlagen des Landes herbeiführt. Die Abwanderung vom Land in die städtische Industrie begann bereits vor dem Krieg. Während des Krieges wurde sie durch die Ansprüche der Kriegswirtschaft außerordentlich verstärkt. Nach dem Krieg hat sich der Industrialisierungsprozess flürmisch fortgesetzt. Die neuen Hochleistungsquellen, die Wiederherstellung der Industrien der zerstörten Gebiete mit den modernsten Industrieanlagen und Großbetrieben und eine weitverbreitete Verschmelzung und Rationalisierung der Produktion machten Frankreich zu einer großen Industriemacht. Seine Industrie verjagt nicht nur den Inlandsmarkt, sondern ist auch auf große Ausfuhr angewiesen und steht zum Beispiel heute in der Eisen- und Stahlausfuhr an erster Stelle in der Welt.

Das Gegenstück zu dieser Entwicklung ist ein Abströmen der Arbeitskräfte von der Landwirtschaft in die Industrie. Die moderne, mit großer Kapitalausstattung arbeitende Industrie hat eine viel größere Produktivität als der ziemlich rückständige Weizen- und Weinbau in der Landwirtschaft und kann daher bessere Löhne zahlen. Hinzu kommt die ungünstige Gestaltung der Weizen- und Weinpreise in der Nachkriegszeit im Vergleich zu den Preisen von Industrieerzeugnissen, was gerade im laufenden Jahr des großen Weltweizenüberflusses scharf in Erscheinung trat. Bei den in den letzten Jahren erreichten Weizenpreisen werden die Produktionskosten des französischen Bauern nicht mehr gedeckt und so verlassen diese Scharenweise das Dorf. Der Anreiz des städtischen Lebens fordert diese Abwanderung der Landbevölkerung. Seit 1918 ging die mit Weizen bebauete Bodenschicht von 6,6 auf 5,3 Millionen Hektar, die Roggenböden von 1,3 auf 0,7, Zuderrüben von 0,26 auf 0,22, die Weinbaufläche von 1,75 auf 1,37 Millionen Hektar zurück. Bei dem Stillstand der Bevölkerungszunahme in Frankreich führt nun die Landflucht zu einer wahren Entvölkerung des französischen Dorfes. Landhungrige Bauern aus Italien und Spanien wandern zu Schatztaufenden nach Frankreich, um die verlassen Böden in Bau zu nehmen. So haben sich zum Beispiel allein im Südwesten Frankreichs am Oberlauf der Garonne in der Nachkriegszeit mehr als 100.000 italienische Kolonisten angesiedelt, in der kleineren Landeshälfte sind 18 verschiedene Nationalitäten vertreten. In Kieng an der oberen Garonne nicht weniger als 32. Eine natürliche Folge dieser Entwicklung ist, daß der Durchschnittsfruchtungsgrad an Lebensmitteln außerordentlich zugenommen hat. Der Außenhandel mit den wichtigsten landwirtschaftlichen Erzeugnissen ergibt, wenn man von den Kartoffeln abliest, überall einen starken Einuhrüberschuß. Sogar bei Wein, obwohl dessen Ausfuhr für die französische Landwirtschaft sehr wichtig ist, beträgt die Ausfuhr in der Nachkriegszeit nur ein Sechstel bis ein Achtel der Einfuhr.

## Wie Portugiesen heimzahlen

ITF. Wenn es darum geht, Revolution zu machen, dann fallen die portugiesischen Eisenbahner nicht die Hände in den Taschen. In den Kämpfen um die Paritäten sind sie die rührigsten.

Das hat seine Nachteile, wenn die Ausständischen, wie dies im Februar 1927 der Fall war, besiegt werden. Zu hunderten wurden die besten unter ihnen um ihr Brot gebracht. Ihre Namen füllten die schwarzen Listen. Umsonst klopfen sie an den Türen der Fabriken. Solch umstürzlerische Menschen will man dort nicht. Was soll man aber dazu sagen, wenn die Industriellen, die die gemahregelten Eisenbahner nicht in ihren Dienst nehmen wollen, die Kunden dieser „Sträflinge“ werden? Nicht mehr aus noch ein wissend lassen die Entlassenen auf eine Idee: Sollen wir ein Büro für Tarifstreiktagen errichten?

Sie haben ihr Büro in Form einer Gesellschaft und unter peinlich genauer Beachtung aller gesetzlichen Vorschriften errichtet. Eine geschickte Propaganda brachte ihnen eine unerwartet große Kundenzahl ein. 4000 Kaufleute und Industrielle — und nicht die unbedeutendsten — beauftragten sie mit der regelmäßigen Nachprüfung ihrer Transportdokumente. Diese Kaufleute und Industriellen glauben an die Wahrheit des Sprichwortes, daß die besten Jagdhüter aus der Wilderzunft stammen.

Die Gesellschaft der Entlassenen hat Arbeit in Fülle. Die Generalkasse ist in einem, in einer der belebtesten Straßen Lissabons gelegenen Gebäude untergebracht. Die Gesellschaft hat zwei Rechtsanwältinnen und drei Fachleute angestellt. Im ersten Geschäftsjahre beliefen sich die Einnahmen des Unternehmens auf 800.000 Escudos (etwa 160.000 M.).

Was ist nun das Geheimnis des Erfolges? Daß die Solidarität der Unternehmer wegen einer Gefährdung in Brüche ging. Als die Entlassenen ihre Befähigung zeigten, die Eisenbahngesellschaften zur Zurückzahlung namhafter, an Transportgebühren zu viel erhobener Beträge zu zwingen, da zögerten die Industriellen und Kaufleute nicht länger, ihre Kunden zu werden. Es kam noch besser. Die Eisenbahngesellschaften wollten mit Gewalt gegen das Büro für Tarifstreiktagen vorgehen. Dies brachte sie in Konflikt mit dessen Kunden, die von Skandal und Eitelwidrigkeit schrien. Und nun schloßen die Eisenbahngesellschaften und ... zahlen.

Nis zur Wiederkehr der Demokratie zeugen das Geräch der Schreibmaschinen, Rechenmaschinen und Telefone, geschäftliches Kommen und Gehen der Angestellten und Kunden von der Seite eines Unternehmens, das Eisenbahner, die die Reaktion dem Hunger ausliefern wollte, errichtet haben. Dies ist eine gerechte Umkehrung der Dinge.

